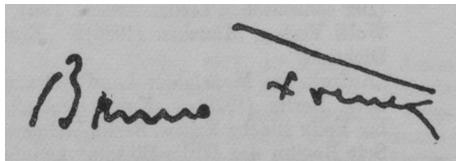


# Bruno Frank

## Werke

### 1. Lesebuch



Herausgegeben von Gerd Leibrock  
Stuttgart 2016



## **Inhalt**

### Lied der Frauen 5

- Rendezvous mit Hölderlin 7
- Geliebter Schatten 12
- Meine arme schöne Mama 21
- Frau Grandin 24
- Komm, Jung! 29
- Becky Floyd 33
- Marion 39
- Tod im Harem 46
- Das Haar 49
- Die Unbekannte 57
- La Buena Sombra 71
- Der Handkoffer 80
- Die Narbe 93

### Hunde und Käfer 101

- Herr der Doggen 103
- Schule der Welpen 108
- Bestie Mensch 112
- Die Racker des Königs 118
- Alkmene 123
- Beauty 138
- Nur ein Käfer 148
- Der Goldene 150

### Schwäbische Erinnerungen 189

- Der Chauffeur 191
- Geld stinkt nicht 192
- Der Traum des Dichters 199

### Anmerkungen 203

### Quellennachweis 205



# **Lied der Frauen**



## Rendezvous mit Hölderlin

In das strahlend durchsonnte Schlafzimmer, darin sie sich ankleidete, trug ein Frühlingshauch erste Blumengerüche aus dem Garten herauf. Die breite Balkontür stand weit offen. Hinter den schwach belaubten Bäumen waren undeutlich andere Häuser zu erkennen, weit hinten erst, obgleich man sich mitten in der Stadt, im alten Berliner Westen, befand.

Sie ließ sich vor dem dreiteiligen Spiegel auf einen lehnenlosen Sitz nieder. „Die Frisur ist nichts,“ sagte sie, „ich war heute morgen zu hastig damit.“ Die Zofe, eine stille, ältere Frau, trat hinter sie und löste mit unfühlbaren Händen die lichtbraunen Flechten auf.

So saß sie ihrem Spiegelbild gegenüber, Blick in Blick. Ihre Augen strahlten, ihr Gesicht mit der heitern Stirn, den zärtlichen Lippen, war voller Leben und Jugend. Er hat recht, mich zu lieben, dachte sie, und ich komme an einem guten Tage zu ihm.

Aber wie sie das dachte, wie sie sich mit klaren Begriffen an das Ziel ihres heutigen Tages erinnerte, kam ein unbestimmt ängstliches und gespanntes Gefühl über sie, ein fieberiges kleines Unbehagen, wie man es vom Abschiednehmen und von den Momenten großer Entscheidungen her kennt.

Vor einer Entscheidung stand sie, oder eigentlich war die Entscheidung schon gefallen. Sie hatte versprochen zu kommen, er, den sie liebte, erwartete sie in seiner Junggesellenwohnung, die draußen an der Stadtgrenze lag, in einem Viertel, das halb Vorstadt war und halb bescheidene Villenkolonie, so wie es seinen äußeren Umständen zukam.

Er war ihr, ein Mann der Kunst von Talent, doch nicht von mitreißender Originalität, unter Leuten des öftern begegnet und

hatte sich auf herkömmliche Art in ihr Haus eingeführt, in das gepflegte Haus einer Frau, die in jungen Jahren Witwe geworden ist und nun eine pflichtenlose und mehr als sorgenlose weltliche Existenz mit guter Haltung genießt. Aus den Besuchen war freundschaftlicher Umgang geworden, aus bewundernder Höflichkeit Werbung, aus sympathischer Gewöhnung beginnendes Schicksal.

Ja, auch ich liebe ihn, dachte Wera, immer Aug in Aug mit sich selber, während die Finger auf ihrem Haupte das leise Werk vollendeten, ich liebe ihn und glaube und vertraue ihm, und ich will ihm gehören.

Das Vertrauen war ihr langsam gekommen. Sie kannte sehr genau die Vorzüge ihrer Stellung, schrieb Huldigungen leichter ihrem Wohlstand und ihrer sozialen Höhe zu als ihrem bloßen Frauenwert und wollte mit vollem Bewußtsein lieber einmal ungerecht gewesen sein als leichtgläubig. Dies Mißtrauen, diese Scheu hatten sie von einer zweiten Ehe und sogar von irgendeiner nahen Beziehung zurückgehalten, und viele Monate hatte es gedauert, ehe sie dem neuen Freunde gegenüber aus ihrer letzten zweifelnden Reserve hervortrat. Vor ganz kurzem erst war das geschehen, an einem Nachmittag hier in ihrem Haus, der voll war von schweren Stockungen im Gespräch, von plötzlichem Flüstern und gewaltsam banalen Worten, hinter denen sich Wunsch und Gewährung verbarg.

Sie lächelte sich zu; wie die Zofe nun die Hände zurückzog, erhob sie sich in ihrem langfließenden Frisiermantel und befahl, ein bestimmtes Kostüm zu bringen, für das sie sich nach Frauenart schon zuvor entschieden hatte, ein Kostüm aus russisch-grünem zartwollenem Stoff, zu dem ein dreieckiger kleiner Hut gehörte, beides mit braunem Pelzwerk besetzt. Die Dienerin legte den Muff aus gleichen Fellen zurecht, reichte die Handschuhe hin und nahm vom Schmucktablett die goldene Tasche.

„Nein, nicht diese, Frieda, es ist eine aus grünem Leder da, die will ich nehmen.“

Sie trat an ein Schränkchen, schloß auf und nahm Geldscheine heraus. Da, wie sie schon beides, Tasche und Banknoten, in der Hand hielt, stockte sie und sah vor sich nieder. Ein gewisser Augenblick jenes entscheidenden Nachmittags wurde plötzlich lebendig in ihr, ein Augenblick des Zweifels und des Mißtrauens. Vielleicht trug die Berührung mit den Geldzetteln schuld an dieser Erinnerung ...

Er saß, in der Dämmerung schon und kurz ehe er ging, in einem Sessel nahe beim flammenlosen Kamin, da trat sie in einer Wallung auf ihn zu, beugte sich nieder und preßte seinen Kopf einen Augenblick lang an ihre Brust. Ein wenig erschrocken über sich selbst, wich sie zurück und sah sein Gesicht. Was sie da aber sah, das war – so schien es ihr – nicht das Gesicht eines Erschütterten, nicht das Gesicht eines Liebenden und Sehnsüchtigen. Seine Augen – so schien es ihr – blickten völlig klar und unverwirrt, und nichts stand in ihnen als kühle Befriedigung über ein endlich erreichtes praktisches Ziel. Im gleichen Moment jedoch – so schien es ihr – blitzschnell, verwandelte er seinen Ausdruck und blickte liebend und glücklich. Sicherheit freilich gab es nicht. Und was stand diesem einen, höchst bezweifelbaren, in der Dämmerung erhaschten Blick nicht alles gegenüber: tausend zarte und zärtliche Worte, eine lange Werbung voller Würde, Takt und Innigkeit, ein ganzes Dasein, verbracht in der Region des Schönen und Geistigen.

Sie stand noch immer, die kleine grüne Tasche in der einen Hand, in der andern die Scheine. Ich schüttle das ab, dachte sie, ich muß das abschütteln. Es ist ja Unsinn! Und sie machte sich fertig und stieg durch das sonnenüberleuchtete Treppenhaus hinunter, völlig befreit wieder und völlig sicher.

Den Wagen ließ sie zu Hause und nahm durch die heiteren, unhastigen Luxusstraßen des alten Westens ihren Weg zum nahen zentralen Platz. Leicht und fest ging sie dahin, eine schmale Gestalt, verlockend, aber sehr distanziert.

*In der dichtbesetzten Untergrundbahn findet Wera einen Sitzplatz neben einem unscheinbaren jungen Mann, der leise murmelnd ein Gedicht vor sich hin deklamiert. Sie kommt mit ihm ins Gespräch, er rezitiert weiter schwärmerisch Hölderlin-Verse und steigt dann aus.*

Sie lächelte gerührt und beglückt. Schön war das gewesen, was er zuletzt las, wie ein goldener, beziehungsreicher Spruch über der nahenden Stunde:

An das Göttliche glauben  
Die allein, die es selber sind.

Das mußte sie dem Freunde erzählen, diese Verse würde sie ihm vorsagen – in wenigen Minuten schon, denn nun war auch sie angelangt, hier kam die Station, die letzte der Linie.

Sie verließ den Wagen, fast als einzige ging sie langsam, langsam durch die Halle, im Vorgenuß eines gesicherten Glückes. Der Beamte am Sperrgitter sah ihr erwartend entgegen und streckte die Hand hin, um ihre Karte zu nehmen.

Da erstarrte sie, suchte dann fiebernd und stand wieder reglos, ohne ein Wort. Ihr Muff war leer, die kleine grüne Handtasche war verschwunden.

„Ich habe die Karte nicht mehr“, sagte sie endlich, „und auch kein Geld.“

Der Beamte blickte sie an. Er sah ihre Kleidung, er sah ihr blasses Gesicht. Er kannte Menschen. „Gehen Sie nur durch“, sagte er und schloß das Gitter.

Mit tastenden Tritten erstieg sie die Treppe, die in die rote Abendhelle hinaufführte. Dann stand sie auf einem weiten, nur halb städtischen Platz. Er war lückenhaft von großen neuen Häusern umgeben, die Mitte nahm eine spärliche Pflanzung ein, ein paar Kinder spielten, jemand saß ohne Mantel in der kühlen Luft auf einer Bank und las die „Tägliche Rundschau“. Ja, von

hier aus waren es also nur noch wenige Schritte bis zu jener Wohnung ...

Aber sie stand, und in ihr Hirn zog eine häßliche Klarheit. Was ihr geschehen war, konnte freilich nicht bedeutend heißen, gewiß kam dergleichen täglich ein dutzendmal vor in der riesigen Stadt. Zwei Gauner hatten sie umstellt und um eine mäßige Summe beraubt. Zwei? Nein drei. Der erste hatte ihr den Platz zwischen seinen Kumpanen aufgedrängt, der zweite, dicht neben ihr, hatte den Coup gewagt, der dritte ... Der dritte hatte einfach ihre Aufmerksamkeit abgelenkt. Er war der Harmlose, der kleine Angestellte, der Enthusiast aus der Altmark. Er packte das Opfer beim Gefühl. Er spielte zum handfesten Zweck, was immer es Schönes und Ehrwürdiges gab: Unschuld, ein Leben im Geist, Empfindung für das Heilige. Das Heilige warf er als Köder aus. So mußte er also wissen, o ja, er wußte, was das Heilige war und welche Wirkung es übte. Er selber stand freilich hoch darüber, als höhnende Bestie, und grinste ihr zu als sein letztes Vermächtnis:

An das Göttliche glauben  
Die allein, die es selber sind.

Sie sah die beiden ihre Blicke tauschen, der Geschäftsmensch stand auf, ging vorüber und zwinkerte dem Schwärmer zu: Ich hab die Tasche, komm! Und der Schwärmer, mit kindlich hellem Augenaufschlag, erwiderte: Geh nur voran, ich habe verstanden.

Aber noch einen dritten Blick sah sie vor sich: den des Manes, der dort, ganz nahe, auf sie wartete und gewiß schon mit zornigen Grimassen in seiner Stube auf und ab schritt. Sollte ihm die erstrebte, die erlistete Ehe jetzt noch entgehen ... Sie sah ihn wieder vor sich an jenem Nachmittag: er glaubte sich unbeobachtet, da blieb sein Gesicht leblos, und in seinen Augen stand nichts anderes als kalte Zufriedenheit über ein end-

lich erreichtes Ziel. Jetzt wußte sie es. Jetzt glaubte sie es zu wissen.

Ein Abendhauch kam über den Platz daher. Plötzlich fror sie in ihrem knappen Kostüm aus weicher Wolle. Sie vergrub die Hände in ihren leeren kleinen Muff. Dann atmete sie tief auf, so daß fast ein Seufzer daraus wurde, und ging rasch davon, dorthin, wo sie die innere Stadt vermutete.

## **Geliebter Schatten**

Es ist zwei Jahre her, daß ich die Einzige verloren habe. Sie, die ich liebte und – ja – besaß, ohne daß sie darum wußte, ohne daß ich jemals eins ihrer seidenen Kleider mit meinen Händen angerührt hätte. Ja, damals verbrachte ich meine Abende nicht im Lehnssessel mit einem Quartband auf den Knien: ich war bei ihr, bei ihr.

Die Schicksale aller Lebenden gehen sonderbar durcheinander, und sonderbar hängen sie voneinander ab. Daß ich den Weg zu jenen Ereignissen, den Weg zu jenem leidensvollen Glücke fand, das hatte ich einem schrecklichen Unheil zu danken, von dem eben damals eine blühende, menschenreiche Stadt im entlegenen Süden getroffen worden war ...

Nie zuvor hatte ich ein Kinematographen-Theater besucht, ja ich hatte sogar in einer öffentlichen Versammlung, die der durch sein soziales Wirken wohlbekannte Schulrat Schlohmeyer abhielt, einmal eine Resolution mitunterzeichnet, die zum Kampf gegen die verrohenden und schlüpfrigen Darbietungen auf diesem Gebiete energisch aufrief. Nun aber war zu jener Zeit, wie es in aller Erinnerung steht, die Stadt Messina von einem vernichtenden Erdbeben heimgesucht worden, und das Lichtspielhaus an der Ottostraße, an dem mich mein täglicher Weg vorüber führt, kündigte in seinen hohen, bunten Affichen Photographien des unglücklichen Ortes an. Ich war diesem Ereignis nicht nur mit der in mir, wie in jedem Empfindenden,

geweckten menschlichen Anteilnahme gefolgt, sondern, da ich kurz zuvor die Lektüre des ausgezeichneten Werkes von Fuchs „Vulkane und Erdbeben“ beendet hatte, noch mit einem besonderen Interesse; so erstand ich mir eines Spätnachmittags eine Karte für den zweiten Platz des Etablissements und betrat den zu dieser Stunde mäßig besetzten Raum.

Die Bilderfolge, die sich eben abspielte, war nicht diejenige, der mein Besuch galt. Ich bemerkte nur eben noch, wie eine große Menge von Fußgängern und Radfahrern, aber auch mehrere Droschken und Lastwagen in der Verfolgung eines kleinen, struppigen Hundes eine Landstraße vorwärts eilten, – ein mir nicht verständlicher Vorgang, der sein Ende in einem allgemeinen Wirrwarr und Übereinanderstürzen fand. Nach einer kurzen Pause verdunkelte sich der Saal wiederum, und es erschienen auf der beleuchteten Fläche zwei Seehunde, die unter der Leitung ihres Dresseurs drollige Kunststücke ausführten.

Konnten solche harmlosen Bilder geeignet sein, mich an meinem bisherigen strengen Standpunkt Kritik üben zu lassen, so schien die Ankündigung des nächsten Stückes, wie sie nun in zollhohen Lettern sich zeigte, dem Eifer des Herrn Schlohmeier und unserer Resolution doch wieder Recht zu geben. Es stand zu lesen:

*Der Vampyr*  
Sensationelles Drama in zwei Akten  
gespielt von Mme. Daurion, vom Théâtre des Arts  
und  
M. Leperche, vom Théâtre de la Porte-St.-Martin  
in Paris.

Diese Ankündigung verschwand, es erschien das erste Bild. In einem Sessel in der rechten vordern Ecke eines von eleganten Paaren belebten Saales saß sie, ganz allein ...

Sie hielt sich abgewendet, schien irgendwohin unter die Tanzenden zu sehen, und ich erinnere mich deutlich, daß sie

dem Beschauer zunächst nur einen schwachen Schimmer ihres Profils darbot. Aber schon beim Anblick ihres Nackens, von dem ein süßer Flaum dunkler werdend zu ihren Haaren aufstieg, beim Anblick ihrer betörend gerundeten Schultern fühlte ich, wie eine mir unbekannte Schwäche sich durch meinen Körper verbreitete, und wie meine Füße anfangen zu zittern. Als dann ein hochgewachsener junger Herr sich aus dem Gewirr der Ballgäste loslöste und zu ihr hintrat, sah ich ihr Gesicht. Sie hielt mit einem zugleich bösen und hingebenden Lächeln ihre Augen auf ihn gerichtet – Augen, von denen ich, der farbenlos schwankenden Projektion zum Trotz, sogleich, unvermittelt wußte, daß sie von tiefem, strahlendem Grau waren, und daß ihr Weißes wie Perlmutter glänzte. Allein ich verweilte nicht auf ihren Augen. Ich hing an ihrem Munde, der zu dem eleganten Herrn vor ihr hinaufsprach, mit Bewegungen wie ein wolüstiges kleines Tier. Wirklich – es brachte den Eindruck eines selbständig belebten Wesens hervor, wie diese blutvollen, breiten und doch zarten Lippen sich langsam trennten und wieder vereinigten und auf Augenblicke den weißen Glanz der Zähne blitzen ließen, wie seine Winkel, schmerzlich oder zu einem Lächeln, sich verzogen, wie einmal die Spitze der Zunge, schmal und flink, vom Blick kaum zu erhaschen, an der Oberlippe sich zeigte ... Sie erhob sich dann, sie brachte in sachten Biegungen ihren schönen, frauenhaften Leib zur Wirkung, und als sie, Abschied nehmend, an der großen Tür des Saales sich noch einmal umwandte, da ließ sie, mit einem begehrenden und verheißenden Blick, dem Spiel nach jenen gepflegten Herrn, in Wahrheit aber mich verwirrt und bezaubert hinter sich zurück.

Die zweite Abteilung des „Dramas“ – aber schon hätte ich kaum mehr die Fähigkeit gehabt, das Wort Drama in höhnischen Anführungszeichen zu denken – brachte erst die Erklärung seines Titels. Denn in einer warnenden Traumvision erblickt hier der Liebende die begehrte Frau in ihrer furchtbaren

Eigenschaft als männermordender Vampyr; und er erwacht geheilt. Vielleicht lag in dieser Wendung ein sittliches Moment, das die Vorgänge in Schulrat Schlohmeyers Augen hätte entschuldbar erscheinen lassen, aber ach, wie fern war ich bereits von allen volkserzieherischen Betrachtungen. Von der tiefsten Gleichgültigkeit erfüllt gegenüber dem Schicksal dieses auf eine mir widerliche Weise glattfrisierten Herrn, der wohlgekleidet auf seiner Chaiselongue träumte, sah ich nur sie ... und ich liebte sie bereits. Denn es war natürlich Aufgabe der selben Künstlerin, auch das schöne Schreckbild der Vision zu verkörpern, und beklemmend und aufreizend stellte sie die Biogsamkeit ihrer Gestalt, das Erstrahlen ihrer Augen, die sinnliche Gewalt ihres Mundes in den Dienst dieser Aufgabe. Ja, die Kraft ihrer Darstellung bei dem geringfügigen Anlaß einer kinematographischen Aufnahme erschien mir außerordentlich, und ich vermochte nur schwer zu glauben, daß nichts als die berufliche Selbstüberredung der Schauspielerin diese herrliche Frau dazu bringe, ihrem Spiel eine so erregende Wahrhaftigkeit zu verleihen.

Und meinen tastenden Gedanken wurde die Richtung gewiesen, als ich gegen Ende des Traumes, in einem Moment, da der junge Mann dem Entsetzen des Alpdrucks fast schon zu erliegen scheint, einen Blick erhaschte, mit dem seine Augen in die der schönen Frau tauchten. Es war ein Blick zärtlichen Einverstehens, rasch ausgelöscht; allein ich hatte ihn bemerkt. Und ich bemerkte auch die wollüstige Wahrheit der Gebärde, mit der sie sich zuletzt ganz auf ihn niederwarf, um ihre weißen, breiten Zähne in seinen Hals zu schlagen ...

Das Schrecknis verschwindet, der Schläfer erhebt sich, mit schmerzdem Kopf und verändertem Sinn, genesen. Aber das sind ja Torheiten ... Ich verließ das Theater, ohne die folgenden Vorführungen abzuwarten, erfüllt von Liebe, schwankend unter dem Sturm meines aufgepeitschten Blutes, ein Opfer der Sehnsucht und der Eifersucht.

Ich habe dann Wochen, Monate hindurch in einer aufreibenden und süßen Gemeinschaft mit dem üppigen Phantom dieser Frau gelebt, das nun fast allabendlich, wie den Scharen von Arbeitern, Kleinbürgerfrauen und halbwüchsigen jungen Leuten, so auch mir seine heiteren und tragischen Rollen vorspielte. Denn natürlich beließ ich es nicht beim Zufall des einen Schauhauses und der einen Bilderfolge. Ich wußte von jener Versammlung unter dem Vorsitz des Herrn Schlohmeyer her, daß in unserer mäßig großen Residenz nicht weniger als neunzehn dieser Etablissements nebeneinander florierten, – ein Umstand, der mich damals gleich den andern Teilnehmern mit einigem Entsetzen erfüllt hatte, und der mich jetzt hoffnungsvoll stimmte. Und wirklich, es zeigte sich bald, daß ich für die Zukunft damit rechnen konnte, in fünf der Theater allwöchentlich jene schönen Gesichtszüge und Bewegungen zu genießen: diese fünf nämlich bestritten regelmäßig einen Teil ihrer Programme aus den Aufnahmen der großen Pariser Gesellschaft, die das klare und sichere Mienen- und Gestenspiel von Frau Daurion zu würdigen und die Künstlerin an sich zu fesseln gewußt hatte.

So verbrachte ich meine Abende abwechselnd in den prunkvoll geräumigen und in den ärmlich beengten dieser Vergnügungsstätten. Mein ganzes außerberufliches Denken war von dem Problem erfüllt, wie ich dem schönen Schatten am meisten und am besten mich nähern könnte; stets hatte ich eine Anzahl von Spielprogrammen mit kindisch marktschreierischen Filmtiteln im Kopfe, und manchmal bewirkte es eine sorgfältige Kombination, daß ich, ohne viel Gleichgültiges mit in Kauf nehmen zu müssen, sie, die ich liebte, am gleichen Abend in drei verschiedenen Rollen anstaunen und begehren durfte.

Im Allgemeinen zeigten die Bilderfolgen, in denen Frau Daurion erschien, den Rahmen und ungefähren Inhalt französischer Gesellschaftsstücke; zumeist also hatte sie ihre berückende Art in den Dienst einer lächerlichen Vereinigung von

Finanzintrigue und Liebesspiel zu stellen. Aber ich sah sie doch auch als weiße Ansiedlersfrau vor mordlustigen Rothäuten durch amerikanische Ebenen fliehen, sah sie als Freiheit begehrende Favoritin einem niedrig gesinnten Pascha den Dolch ins Herz stoßen, sah sie – und dies war ein Anblick, den nicht nur ein von der Liebe umflorter Geschmack gutheißen mußte – als Marie Antoinette vor der Barre des Revolutionsgerichts.

Wenn ich von Anfang an diese und ähnliche Arten von Vorführungen jenen Pariser Szenen entschieden vorzog, so lag das gewiß nicht nur daran, daß hier sich das freie und leidenschaftliche Wesen meiner schattenhaften Geliebten großartiger entfalten konnte. Sondern auch, und hauptsächlich, daran, daß mir in ihnen der Anblick dieses Herrn Leperche, dieses aufreizend wohlgepflegten Gegenspielers, erspart blieb, der mir ja gleich am ersten Abend durch ein über die Vorstellung weit hinausreichendes Einvernehmen mit Frau Daurion verbunden erschienen war. Seine Fähigkeiten beschränkten ihn offenbar auf jene gesellschaftlichen Pantomimen; nur hier sah ich ihn auftreten und immer wieder heimliche Beweise der Neigung empfangen, zu meinem ohnmächtigen, eifersüchtigen Haß.

Denn ja, ich war eifersüchtig, und ich litt an ihr, ich – an ihr, die im Lichte der französischen Hauptstadt ihre Triumphe feierte und ein zehnfaches Leben führte, und die dem Erdkreis mit bewegten Silhouetten nachlässig Begriffe ihres Liebreizes austeilte. Oh, ich lag damals schlaflos in manchen Nächten, aber ich wußte zugleich, daß niemals ein Verlangen lächerlicher und aussichtsloser gewesen war. Ich war so weit entfernt vom Urbild meiner Entzückungen wie etwa von einer Königin des Mittelalters, deren nachgelassenes Bild mich entflammt hätte. Den Gedanken und Wunsch, der mich einmal, abends in den freien Pfingsttagen, überfallen hatte: auf den Bahnhof zu eilen, den Schnellzug nach Paris zu besteigen, angekommen ihre Wohnung zu erkunden, bei ihr einzutreten, mich ihr zu Füßen

zu werfen und dort, zu ihren Füßen, meine ungeheure Liebe auszustammeln und auszuweinen: – diesen Gedanken, absurd in jeder Phase, hatte ich mir gewaltsam aus der Seele gerissen ... Aber wäre es wenigstens so weiter gegangen, wie es ging, hätte ich doch immer länger mich dieses einsamen, leidensvollen, entnervenden Glückes zu erfreuen gehabt!

Doch zu meinem höchsten Mißvergnügen brachte das nächste Programm in keinem der fünf Häuser ein Erscheinen der einzig Gesuchten. Mit meinem für den inneren Betrieb dieser Theater bereits geschärften Blick ahnte ich die Enttäuschung beim bloßen Überlesen der bunten Ankündigungen; um aber ganz sicher zu gehen, wohnte ich, vergebens, den Vorstellungen in allen diesen Sälen dennoch getreulich bis zum Ende bei ... Notgedrungen vertröstete ich mich auf die folgende Woche, aber nicht ohne eine gewisse Unruhe zu empfinden: ich hatte den schönen Herrn Leperche, und das war ein Fall, der bisher niemals vorgekommen war, in einem der simplen Dramen allein auftreten sehen, – allein oder vielmehr in Verbindung mit einer mir nicht bekannten Schauspielerin, der er nun mit großer Selbstverständlichkeit seine Eleganz und seine Affectation widmete.

Die andere Woche brachte, was ich gefürchtet hatte: Frau Daurion erschien wiederum nirgends. Ich begann, von den schlimmsten Ängsten geplagt, Erkundigungen einzuziehen. Zwar hörten mir die Besitzer der verschiedenen Häuser, denen ich durch mein regelmäßiges Erscheinen bekannt war, auf das freundlichste zu, aber weder war den meisten die für mich bedeutsame Veränderung besonders aufgefallen, noch konnte einer von ihnen irgendwelche Erklärungen abgeben. Der Eigentümer des beträchtlichsten Etablissements, eben desjenigen an der Ottostraße, erklärte sich schließlich zu einer Anfrage bei dem Zentralbureau bereit, das ihn, wie Dutzende gleicher Anstalten im Reiche, regelmäßig mit Filmprogrammen versorgte. Aber selbst von dieser Stelle, der man Orientiertheit wohl hätte

zutrauen können, kam kein irgendwie aufhellender Bescheid. Mir blieb auch weiterhin nichts übrig, als zu hoffen.

Doch von Woche zu Woche wurde mein Glaube daran geringer, daß ich meines bescheidenen und dennoch gewaltigen Glückes je wieder teilhaftig werden könnte. Nein, ich würde sie nicht mehr sehen. Sie war wohl tot, vielleicht abgestürzt bei einem Sommerausflug in die Savoyer Alpen, vielleicht irgendwo ertrunken, wie vor nicht langer Zeit eine der gefeiertsten Damen aus ihrer Sphäre ... Und doch brachte ich es nicht über mich, schon völlig zu verzichten, von dem Besuch der fünf Theatersäle schon völlig abzulassen, und immer wieder, von Zeit zu Zeit, sah ich auf der zuckenden Leinwand das geölte Haupt des Herrn Leperche erscheinen, seine weich und süßlich blickenden Augen, seinen viel zu gut gemachten Cutaway. Ich ging schließlich an diese Orte wie jemand, der auf einen Kirchhof geht und dort von absurden Gespenstern geäfft wird.

Ich mußte mir Gewißheit verschaffen. Zwar hatte ich in der Entwicklung dieser sonderbaren Angelegenheit meine kritische Vernunft nicht völlig eingebüßt, und oft fiel sie über mich her und bewies mir, daß ich im Stande sein müsse, dieses Zerrbild einer Neigung durch einen bloßen Willensakt zergehen zu machen; zuviel Ruhe und Kräfte habe es mich bereits gekostet, es stehe mir, selbst einen schlimmen Fall gesetzt, auf Trauer auch nicht das mindeste Recht zu. Aber ein menschliches Herz fragt nicht: bin ich lächerlich? sondern es schlägt und schmerzt.

Ich setzte mich eines Sonntagnachmittags an meinen Tisch und verfaßte nicht ohne Mühe einen höflichen Brief an jene große Firma in Paris, in deren Auftrag Frau Daurion sich so oft der photographischen Linse dargeboten hatte. Ich war beinahe gewiß, daß mich, in kurzen Worten, eine traurige Antwort erreichen würde, dennoch aber verbrachte ich die nun folgenden Tage in großer Spannung. Es vergingen zwei Wochen, ohne daß irgendeine Mitteilung eingetroffen wäre. Ich verfaßte ein zweites, dringlicheres Schreiben, dem eine unter Schwierigkei-

ten beschaffte französische Freimarke beilag, und das ich auf der Post versichern ließ. Und nun erschien eines Morgens die aufklärende Nachricht.

Sie kam in offenem Umschlag, nicht als Brief, sondern in der Gestalt eines Zeitungsausschnittes von älterem Datum. Ich entnahm den wenigen Sätzen, daß Frau Daurion, deren Verlobung mit einem Herrn der Pariser Gesellschaft den Lesern des Blattes bereits gemeldet sei, dem Wunsch ihres aristokratischen Bräutigams entsprechend auf ihre Bühnenlaufbahn und also, dies war in einem Nebensatze eingefügt, natürlich auch auf ihre Tätigkeit im Dienste des Kinematographen Verzicht leiste.

Dies war alles. Wie viel für mich! In einem ganz andern und viel böseren Sinn war ich gegen diesen kühlen, vielvermögenden Herrn der Unterlegene, als früher gegen den honigäugigen Gecken, den sie eine Weile hatte lieben mögen.

Aber – und mir war, als könnte ich erst bei diesem Gedanken wieder Atem holen – war ich denn daran gebunden, daß sich meine Geliebte zu neuen Vorführungen hergab? Konnte ich mir nicht an den vielen, wundervollen genügen lassen, in denen sie, wie seither so weiterhin, sich zeigen würde? Und wenn der Gesellschaft auch für diese Filme die künftige Verbreitung von dem energischen Aristokraten verboten war, so ließ es sich vielleicht ermöglichen, insgeheim einige von ihnen, die doch nun wertlos waren, persönlich zu erstehen.

Einige? Einen! Der würde, immer und immer wieder projiziert, zu meiner Sättigung völlig genügen. Nicht schwer konnte es sein, unter gewissen Geldopfern sich mit dem Personal eines der Theater zu verständigen. Und zu ungewöhnlicher Stunde würde ich mich dann als Einzigen im leeren Saale finden, während auf der erhellten Leinwand der belebte Schatten meiner Geliebten sich mir zu eigen gäbe. So würde es sein. Ich hatte nichts verloren, sondern mein Glück begann ...

Aber auf meinen neuen, ausführlichen Brief wurde mir von der Gesellschaft klar bedeutet, daß sämtliche Bilderfolgen, zu

denen Frau Daurion je mitgewirkt habe, auf Verlangen von berechtigter Seite zurückgefordert und bereits vernichtet worden seien.

Ich bin längst zu meiner eigentlichen, ursprünglichen Lebensweise zurückgekehrt, und ich befinde mich nicht schlecht. Aber das hindert nicht, daß mir stets ein Kummer auf der Seele liegt. Ich spreche zu niemand davon; wozu denn? Die Narren und die mittelmäßigen Köpfe, aus denen mein Bekanntenkreis sich zusammensetzt, würden dieses Erlebnis lächerlich finden, und vielleicht ließen sie es sich nicht ausreden, daß ich ihnen eine Farce erzähle.

Und doch – unterscheiden sich denn die Abenteuer meines Herzens so sehr von den euern, über die niemand lacht? Könnt ihr Andern euch mit euern Stunden und Gedanken völliger eurer Liebe widmen, als ich mich der meinen? Seid ihr mit dem inneren Wesen der Frau, die ihr liebt, so viel mehr vertraut, seht ihr so viel mehr von ihr als ich, der ich einen bewegten Schatten sah? Und ist das Schicksal, das einem von euch das Glück seines Lebens wegriß, nicht immer gerade so blind, so starr, so fremd gegen ihn verfahren, wie meines gegen mich?

## **Meine arme schöne Mama**

Paul Bigram stammte aus einer Stadt des Rheinlands, sein Vater war ein Kaufmann von angenehmem Wohlstand gewesen. Als jüngstes von drei Geschwistern blieb er allein bei der Mutter zurück, als sie Witwe wurde, und niemals, bis zu ihrem Tode nicht, hörte sie auf, dieses Glück zu preisen und dafür zu danken. Er war nicht nur ein liebevoller, er war auch der unterhaltendste Sohn, und Frau Bigram kam niemals in die landläufige Gefahr alternder Damen: es konnte ihr nicht drohen, in häuslicher Langeweile und städtischem Personenkram unlustig hinzudämmern. Ihre Spaziergänge beschränkten sich nicht auf die Allerweltspromenade, und sie trug kein Kapotthütchen da-

bei, noch als ihr Haar anfang weiß zu werden, ging sie mit dem Sohne stundenweit über Land, saß im Grünen und in den Gasthöfen kleiner unbekannter Städtchen, und ihr helles Lachen scholl noch um manchen Hügel. Er unterhielt sie wie ein Ballherr, er erklärte und erzählte, er gab die drolligsten Geschichten her, zu Hause spielte er ihr auf seiner Violine vor oder las aus Büchern. Sie liebte das Domino, er entzückte sich daran.

Ihre Zärtlichkeit war dafür ohne Grenzen. „Mein Pöulche,“ sagte sie mit einer Mischung von Stolz und Geröhrtheit, und sie sagte es so oft am Tage, daß man sie ein wenig komisch damit fand, und daß es eine Art Spitzname für sie selber wurde. Ein einziger Kummer freilich war ihr nicht erspart in diesem Glück. Manchmal, mitten im Plaudern, hob sie ihr frisches Altedamengesicht zu dem Sohne empor und betrachtete ihn betrübt und begeistert zugleich.

„Sieh einmal, Pöulche,“ sagte sie, „alles kannst du und alles weißt du. Und da willst du gar nichts werden?“

„Gar nichts, Mutter,“ sagte Paul Bigram und lachte.

„Aber ist es denn nicht jammerschade um deine Gaben?“

Dies leugnete Paul mit Nachdruck, und er wies auf die alten Griechen hin, die seiner Behauptung nach nur deshalb solch ein Prachtvolk waren, weil bei ihnen kein Mensch etwas werden mußte.

„Das kann ja sein,“ antwortete Frau Bigram, schüttelte aber doch noch ein wenig das Köpfchen. Im Grunde war sie entzückt davon, wenn ihr Sohn die Dinge so unter einen großen Gesichtswinkel stellte. Nur rückzugshalber fügte sie noch hinzu:

„Und zweitens, Paul, die Leute reden tatsächlich davon.“

Hier pflegte sich sein Gesicht in mitleidige Falten zu legen, er nahm die Hand der Mutter, küßte sie, brachte sie nahe unter seine Augen und betrachtete sie aufmerksam.

„Arme Mama,“ sagte er, „da auf deiner Haut sind tatsächlich lauter kleine Bläschen und Pusteln. Das haben alles die bösen Leute mit ihren Gedanken da hingedacht. Meine arme schöne Mama haben sie ganz abscheulich hergerichtet! Sieh einmal hier, ganz deutlich: das ist der schlechte Wunsch vom Herrn Dürckens, und das ist der Neid der Söhne vom Doktor Asam, und das sind die Bosheiten von Madame van Boch! Nein, ich hätte nicht geglaubt, daß sie dir gleich *so* schaden könnten. Arme Mama, freilich, da muß ich mich ändern!“

Frau Bigram errötete unter ihrem weißen Scheitel und blickte verlegen lächelnd auf ihre gepflegte, blütenreine Hand hinunter.

Übrigens hatte sie keineswegs unrecht. Man redete. Nichts ist ja der heutigen Gesellschaft unfaßbarer, als daß ein Mensch, der nicht in einer goldenen und nicht in einer kronengeschmückten Wiege gelegen hat, dennoch darauf verzichtet, sein Leben im Erwerb oder im Ehrgeiz draufgehen zu lassen. Daß einem das Leben selbst, das bloße Dasein, wichtiger sein könnte als der Gewinn seiner Mittel, ist eine monströse Vorstellung. Frau Bigram ahnte ihn schon richtig, den Dialog, der Dutzende von Malen geführt wurde, in Häuslichkeiten, am Stammtisch, in der Harmonie, im Unteren Museum:

„Was will denn nun der jüngste Bigram werden?“

„Nichts.“

„Nichts?“

„Nichts.“ „,

„Nichts?!“

Aber als Paul etwa zwei Jahre nach Ablegung seiner letzten Schulprüfung vom Magistratsrat Küppers eines Tages persönlich gefragt wurde, ob er denn nun, als Sohn eines so strebsamen Kaufmanns, wirklich nichts, gar nichts werden wolle und als ihn Herr Küppers dabei auf die zu erwartende Einbuße an bürgerlicher Geltung hinwies, da antwortete er mit höflicher

und leiser Stimme, so daß es niemand weiter hören konnte: „Sie gestatten wohl, Herr Magistratsrat, daß ich darauf ergebnst pfeife!“ Der andere starrte ihn verblüfft an und sah, daß dieser sonst ungemein manierliche junge Mensch plötzlich ein Paar harte schmale Lippen im Gesicht hatte und ein ziemlich feindseliges Glitzern in seinen Augen.

Frau Bigram starb, auf eine leichte, fast frohe Weise. Eines Vormittags trat Paul, der spät aufgestanden war, zu ihr ins Zimmer, da saß sie auf dem gewohnten Sessel in ihrem schwarzen Seidenkleidchen. Ihr schmales Gesicht ruhte seitwärts und schien noch ein wenig rosig zu sein; vor dem Fenster lag frischer Schnee, es war als lächelte sie hinaus.

Paul sah gleich, was geschehen war. Er rief keine Leute herbei, nahm einen Stuhl und setzte sich der Mutter gegenüber, um in diesem letzten Alleinsein das liebe Gesicht noch einmal einzutrinken. Fest sah er sie an, ließ keinen Laut hören, und stoßweise stürzten ihm die Tränen auf die Brust. Endlich glitt er von seinem Stuhl herunter, bettete sich vor den Sessel der Mutter und ruhte mit dem Gesicht lange in ihrem Schoß, in kühler schwarzer Seide.

## **Frau Grandin**

*Der französische Außenminister Achille Dorval und der zukünftige deutsche Außenminister Carl Ferdinand Carmer treffen sich in den zwanziger Jahren in Südfrankreich zu einem privaten Gespräch. Beide Politiker sind von der Mission durchdrungen, die Erzfeindschaft zwischen Frankreich und Deutschland zu brechen und zu einem dauerhaften Frieden zu gelangen. Zu ihrem Abschiedsdiner lassen sie sich im Garten einer kleinen provenzalischen Herberge an einem der beiden Gasttische nieder.*

Da trat um die Ecke des Hauses eine Dame. Sie war ohne Hut, über dem Arm trug sie ein Tuch.

„Meine Pensionärin“, sagte flüsternd der Wirt, „die einzige zu dieser Jahreszeit. Eine sehr ruhige, sehr distinguierte Dame.“

„Daran zweifeln wir gar nicht“, sagte Dorval. Mit einer ganz leichten, anmutigen Bewegung beschaute die Neugekommene vom zweiten Tisch her ihre Nachbarn. Sie war gewohnt, allein zu sein im ruhigen Abend. Erstaunen trat in ihre Augen, sie wandte sich sogleich ab, um einen Schimmer errötet.

„Gefällt sie Ihnen?“ fragte Dorval leise, und ohne eine Antwort abzuwarten, die auch nicht kam, erhob er sich, verneigte sich schwer, und mit der Stimme, der noch keine Volksmenge und kein Parlament widerstanden hatte, sagte er:

„Gnädige Frau, es wäre doch traurig, so stumm und abgetrennt voneinander zu speisen. Ein alter Mann darf um manches bitten. Wollen Sie uns die Erlaubnis geben, Ihre Gesellschaft zu sein?“ Sie stand auf, tat frei und einfach den Schritt herüber, bot Dorval die Hand hin und antwortete:

„Ich weiß diese Freude zu würdigen, mein Herr. Ich werde sehr gerne bei Ihnen sein. Frau Grandin.“

„Dies ist Herr Carmer“, sagte Dorval.

Sie saß nun an der Breitseite zwischen ihnen, mit dem Rücken zum Hause, hinausblickend auf Himmel und Meer.

„Ah, Frau Grandin“, sagte der Wirt und goß Wein in ihr Glas, „wie oft habe ich mich gewundert, daß eine Dame wie Sie diese Eintönigkeit hier verträgt! Nun entschädigt ein Abend für alle. Ich bin glücklich darüber.“

Sie dankte mit einem Lächeln. Sie war schwerlich ganz jung mehr, wie sie so dasaß, und es ließ sich fragen, ob man sie hübsch nennen konnte. Ihre Züge waren vielleicht zu willkürlich dafür, die kleine Nase zu launisch gebogen, der sanfte Mund ein wenig zu breit. Aber von ihrer kinderhaft runden

Stirn, von ihren langen, grauen, dunkelwimprigen Augen, die gewiß ganz so blickten wie einst in der Jugend, ging Anmut und Zauber aus. Ihr Teint erschien frisch in der Dämmerung; als die Windlichter gebracht wurden, sah man, daß er es nicht war, wie ein ganz zart gegittertes Netz lag erste Welkheit über dem Antlitz. Sie war völlig schlicht und doch entzückend gekleidet: in ein Kleid aus sehr dünner, lichtgrauer Wolle, allenthalben mit einem schmalen, dunkelgrünen Lederstreifen eingefast. Ihre geraden und kräftigen Schultern, ihre frauenhaften Arme, ihre Brust, deren bewahrte Schönheit man ahnte, bewegten sich sanft unter dem zärtlichen Gewebe. Aus ihrem schwach gelockten braunen Haar, das seitlich gescheitelt war, fiel eine Welle ihr oft bis aufs Auge. Was von ihr ausging wie ein Duft, als Ausatmung ihres Wesens, das war Selbstverständlichkeit, herzhaftes Klugheit, und ein natürliches Fröhlichsein, das die Resignation eines begonnenen Abstiegs leicht nur beschattete.

Sie aß gern und ohne Ziererei mit von den guten Sachen, die der glückliche Hausvater auftrag für seinen berühmten Gast, der duftenden Suppe aus vielerlei Kräutern, der stattlichen Meerbarbe dann, hochrot leuchtend auf ihrer Schüssel.

„Wissen Sie, mein Freund“, sagte Dorval, „daß Sie einen alten Römer verrückt machen könnten! Nichts hatten die lieber als diesen Fisch. Sie reisten weit, um ihn zu essen.“

„Und dabei zweifle ich noch, Herr Dorval, daß ihn diese Römer so anrichten konnten wie ich. Haben Sie die Güte, meine Sauce zu beachten!“

„Eine Langustensauce, nicht wahr?“ fragte Frau Grandin.

„Meine Erfindung, gnädige Frau. Ich denke, sie ist glücklich?“

Und er war wieder davon.

„Man läßt den Ruhm des Landes leuchten vor Ihnen mein Herr“, sagte sie lächelnd zu Carmer, „aber Sie halten sich allzusehr zurück. Sie werden den Braven noch kränken.“

„Er wird mich für einen Wilden halten, der nichts versteht, und wird getröstet sein. Wie soll ich ihm klarmachen, daß ich am liebsten nur ein Stück von seinem Weißbrot in seinen Wein tauchen möchte. Dabei schmeckt man schon dieses ganze reiche Land. Wenn Sie es mir erlauben, gnädige Frau, so tu ich's einmal.“

„Das muß ich nachmachen“, sagte Dorval. „Carmer, Sie haben recht. Weizen der Ebene und Saft der Berge. Der kleine Cassis ist gut, was?“ Und er betrachtete liebevoll den bernsteinenen Trank im groben Glase.

„Ja“, sagte Carmer, „er schmeckt nach Stein und nach Sonne, rein und bitterlich.“

Und er blieb auch beinahe ganz bei seiner Brot- und Weinandacht, während der Wirt sein Ehrendiner weiter auftrug: seine Spargel von doppelter Daumendicke, von denen nach dem Speisen kein holziges Fäserchen übrigblieb, sein Hähnchen in Rahm mit jungen Salaten, den andern süßen Salat endlich zum Nachtisch, den aus Früchten, der duftete wie der Garten Eden: aus Kirschen, Melonen, Birnen und Pfirsich, mit einem herben Likör fremdartig nur eben genetzt. Das Mahl war so leicht, so unbeschwerend, daß auch wer ihm zusprach, nur heiterer und lebendiger davon werden konnte – ‚und dabei‘, dachte Carmer, ‚ist dies ein Dorfgasthaus und nicht einsehen läßt sich, warum sein Wirt ein besserer Meister sein soll als tausend andere im Land. Sich von reinen, leichten Speisen ernähren, ob das nicht am Ende viel wichtiger ist und förderlicher als manche Last von Würde und Idee? Wie fröhlich sitzt er da, der bedeutende Alte, nicht übersättigt von all den guten Sachen und nicht erhitzt, und scherzt mit mir, aber nicht wie ein großer Mann, der sich herbei- und herabläßt, sondern ganz frei und bequem. Und wer mag sie selber denn sein, daß sie so ohne Zwang sich al-

lem gewachsen zeigt? Es ist schwer möglich, das zu bestimmen. Sie kann eine Dame von Wohlstand und Familie sein, sie kann eine kleine Bürgersfrau sein, die Bewegung, mit der sie eben jetzt ihr Löffelchen mit Fruchtsaft zum Munde führt, ist ihnen sicher allen gemeinsam. Wie selbstverständlich lauscht sie und lacht, ganz ohne Anspruch, und ganz ohne Demut. Sie fühlt sich an ihrem Platze, einfach weil sie eine Frau ist und weil eine Frau sich niemals erst zu beweisen braucht, sondern durch ihr bloßes Dasein, durch das Geschenk, die Anmut ihrer Gegenwart so viel Geltung besitzt wie der Bewährte, der Greis. Mild und einnehmend spricht er zu ihr. Völlig ist ihnen die Sprache gemeinsam. Alle reden sie gut und schwerelos und ohne Dunkelheit hier im Lande, und jeder Satz ist wirklich ein Satz, so redet man eben, so bietet sich jedem die Sprache dar, nicht wie eine Wolke, die zerfließend aufschwebt zu Sternen, nicht wie ein mächtiger Spaten, der zähes Erdreich umwühlen soll nach Schätzen, sondern als ein schönes, bequemes Instrument des Lebens. Leben, leben, sie tun's, und sie tun es mit gutem Gewissen. Sie ist übrigens entzückend ... Sie verteilt ihre Gnaden, unbeabsichtigt scheinbar, sie blickt auch mich freundlich an, sie will nicht, daß der Fremde, der wenig spricht und nicht zu speisen weiß, sich ausgeschlossen fühle, liebenswürdig und zugänglich ist sie aus sanftem Anstand und Herzenspflicht. Denn nicht wie eine einzelne Frau sitzt sie hier am Tische, sie sitzt hier und plaudert für alle Frauen Frankreichs, so leicht, so leicht, und wenn sie mich ansieht wie eben jetzt, als gefalle ihr mein doch schon altes Gesicht, so muß ich das keineswegs glauben, sie will nur, daß ich nicht traurig sein soll.

Es war doch kühl geworden. Dorval half ihr das Tuch um die Schultern legen.

„Ja“, sagte sie, „wenn dieser Stern dort heraufkommt, dann fängt es immer an kalt zu werden.“

„Und das zu beobachten, ist Ihre Unterhaltung Abend für Abend? Unser Wirt hat ganz recht, wenn er sich wundert!“

„Nun, er hat öfters die Güte und unterhält mich. Auch von Ihnen, Herr Dorval, hat er gesprochen. Ja, das hat er mir neunmal erzählt. Zehn Tage bin ich jetzt hier.“

Dann fuhr sie ernsthaft fort: „Erst wollte ich meinen kleinen Sohn mit hiernehmen – so klein ist er eigentlich gar nicht mehr, schon dreizehn –, aber es war zu teuer. Und ich selber hatte Erholung so nötig. Ich war erschöpft.“

„Sie arbeiten in Paris?“ fragte Dorval, im Tone der Achtung.

„Ja. Nicht sehr gern. Ich finde es garstig. Aber was soll man tun! Es wurde notwendig, als damals gleich zu Beginn [des Ersten Weltkriegs] ... als damals mein Mann starb.“

Die Männer senkten unwillkürlich den Kopf. Sie verstanden recht gut, woran Herr Grandin „gestorben“ war, und beiden war es zumute, als trügen sie eine Schuld. Sie blickte von einem zum andern. Kein Wort war nötig. Wenn Menschen so verstummten auf dieser Erde, so dachten sie immer das gleiche. Das Schweigen währte Minuten.

Dann, mit einem Mal, hob sie den Arm und reckte ihn gegen den Nachthimmel auf, an dem die Sterne strahlten wie Lampen.

„Wir decken ihn zu!“ rief sie aus, „den einen dort decke ich zu. Wir wollen es nicht mehr sehen, das rote, das schreckliche Auge!“

Und ihre schmale, feste Hand bedeckte den Kriegsstern. Aber zwischen ihren Fingern, an denen die Nadel Spuren hinterlassen hatte, glänzte weiß das Licht von sanfteren Gestirnen.

## **Komm, Jung!**

*Nach Sondierungsgesprächen mit dem französischen Außenminister Achille Dorval will Carl Ferdinand Carmer, der künftige deutsche Außenminister, von Marseille aus die Rückreise nach Berlin antreten. Da er bis zur Abfahrt seines Zuges*

*noch einige Stunden Zeit hat, bummelt er durch die Stadt und gelangt zuletzt in das verruchte Hafenviertel.*

Doch schon sah er, daß dies keine Straße war. Dies war ein tiefer Einschnitt im steinernen Block, ein Sack, ein langgestreckter finsterer Hof eigentlich. Dort ragte die Mauer auf. Vor Carmer stand eine Frau. Ein breiter, roter Lichtstreif, der aus ihrer eben geöffneten Tür fiel, beleuchtete sie.

Sie schaute ihm entgegen. Als sie erkannte, daß er umkehren wollte, streifte sie mit einer ruhigen Bewegung ihr weites Hemd nach unten und zeigte ihre Brüste, die schön waren.

„Komm“, sagte sie mit hohem, gläsernem Ton und in einem Französisch, das eingelernt klang, „komm! Jung. Schön. Nicht viel Geld geben!“

Und als der Fremde nicht näherkam, fügte sie dringlich hinzu: „Madagaskar. Vater ein König. Hova! Hova!“ Dies Wort wiederholte sie mehrmals, so als bedeute es etwas Besonderes, einen hohen Wert. War es ihr Volk, ihre Kaste?

Carmer mußte sie ansehen. Alles Dunkle und Fremde, seinem Willen Feindliche – da stand es als schöne Verlockung. Oh, diese glich nicht den lemurischen Schatten. Wohl möglich, daß sie würdig geboren und daß die glückliche Insel ihre Heimat war, fruchtreich, mit prangenden Wäldern, von Afrika abgetrennt durch reißende Strömung, dem fernern Arabien und Indien genähert durch sanftere Wasser.

Ihr gemischtes Blut machte diese schön. Es war wenig vom Neger an ihr und viel vom Malayen. Hochgewachsen stand sie da, hellbronzen von Farbe, das ungekrauste Haar einfach geordnet, die tiefdunklen Augen unwissend blickend, und jung, ganz jung, fünfzehnjährig vielleicht – unmenschlicherweise hierher verschlagen.

„Hova! Hova!“ sagte sie wieder und deutete auf ihre Halskette, die über den nackten Brüsten hing und anderer Herkunft war als das schamlos billige Kattunzeug ihres Hemdes. Sie war

kunstvoll gearbeitet, viereckige Glieder aus hellem durchsichtigem Horn hingen auf eine Art ineinander, die kultisch wirkte. Blickte man dies Schmuckstück recht an, so sah man die Bronze vorm binsengedeckten Haus betend auf ihrer Matte liegen.

Carmer schüttelte lächelnd den Kopf und wandte halb seinen Schritt – unfähig zu fliehen. Eine sinnliche Süße flutete auf in ihm, ein Verlangen nach diesem jungen braunen Weibe, betäubend. Der Gefahr dieses schweren Tages, nun erlag er ihr, und wollte erliegen.

Da stand, ihm den Weg versperrend, lautlos aus den Häusern hervorgewachsen, ein Neger, ein langes mooshaariges fletschendes Geschöpf. Er war so lang, daß er Carmer überragte, obgleich er tiefer stand auf dem abschüssigen Hof. Er trug den Monteuranzug und die Würfelmütze der Hafenarbeiter, aber sein Gesicht war nach der wilden Art seines Volkes gezeichnet: auf jeder seiner Wangen waren ihm schmale Hautstreifen herausgeschnitten, und drei tiefe Rinnen, blutrot im Schwarzen, liefen parallel von der Schläfe zum Kinn. Seine rechte Hand, hinterm Rücken verborgen, schien bewaffnet, die Linke deutete in überzeugender Weise nach der Brust, an die Stelle, wo er bei dem Fremden die Briefftasche vermutete.

„Dein Geld!“ sagte er englisch. „Fort mit dir“, antwortete Carmer, viel mehr verwundert über das Abenteuer als wütend.

„Pack dich!“

Mißtrauend suchte er Deckung. Nun also würde die Junge und Schöne, so war es bestimmt, sich auf ihn werfen, seinen Hals umklammern von rückwärts und ihn zur Beute machen. Aber sie stand unbeweglich, mit stillem Gesicht, ein unschuldiges Rätsel, unmäßig verlockend. Die Hand des Gezeichneten fuhr nach vorn, er hob das Messer mit einem Grinsen.

Es war ein schönes Messer, Carmer hatte Zeit, es zu sehen. Die Klinge in Flammengestalt, sehr spitz, zweischneidig und breit, mit einer stark erhöhten Schiene, von der das Blut bequem ablaufen konnte. Kein langweiliges Fabrikat aus Solin-

gen, oder aus Sheffield, sondern ein autochthoner Gegenstand vom Niger oder Ubangi, Prunkstück für ein Museum.

Der Riesige näherte sich. Die bräunliche Schleimhaut seiner Augen glänzte, Carmer spürte seinen ranzigen Geruch. Das Unglaubliche, wüst Verzauberte der Situation wollte ihn lähmen. Er überwand das. Und plötzlich, ganz unvermutet, mit Sachkunde, schlug er dem Bedroher die Faust unters Kinn, daß der wie ein Brettergerüst zusammenstürzte. Er fiel gegen die Hauswand, mit dem Rücken zu ihr saß er seltsam am Boden, eingeknickt, Kopf und Oberleib pendelnd nach vorn.

Carmer fühlte sich sanft von rückwärts berührt. Er wandte sich um. Sie war da. Sie bot sich ihm hin, anders als zuvor. Sie blickte ihn wohligh von unten an, mit leicht geöffnetem Mund. Ein Duft stieg auf von ihr wie von Mandel oder seltenen Hölzern, bitter und zart. Ihre starre, starke Brust drängte ihm zu. Da schlug er die Arme um sie und beugte sich nieder und suchte den dunklen Mund und verging. Und in diesem Kusse starb Carmer.

Sein Mörder war leise hervorgekommen. Er stolperte fast über die Beine des Geschlagenen, hielt sich noch und raffte das Messer auf, das jenem entfallen war.

Er trat hinter die umschlungen Dastehenden und maß Carmers Rücken. Er zielte mit feigem Bedacht und stieß ihm mit voller Gewalt die Flammenklinge unter das linke Schulterblatt.

Der Getroffene bäumte sich auf aus dem Kuß, hob weit seine Arme, kreiste schwankend um sich und fiel nieder auf das Pflaster, den Kopf zuhöchst.

Der Afrikaner dort lag in Betäubung. Die Schöne war fort, mit einem Schimpfwort und Stoß in ihren Winkel gescheucht. Der Mörder stand allein. Er stand zu Carmers Häupten, seinen letzten Atem erwartend, um ihn auszurauben und seinen Leichnam zu verbergen.

## Becky Floyd

*Der designierte deutsche Außenminister Carl Ferdinand Carmer ist mit dem französischen Außenminister Achille Dorval zu einer Unterredung in Cannes verabredet. Carmer vertritt sich mit Dr. Erlanger, seinem Sekretär, die Wartezeit in dem Nachtrestaurant des Spielkasinos.*

Da, mitten in einer Produktion, auf ihrem tobenden Höhepunkt, riß die Musik. Schweigen. Es wirkte wie eine Art negativer Tusch und sollte so wirken. Unwillkürlich blickte man nach dem Eingang. Zwanzig Sekunden vergingen. Becky Floyd erschien auf der Treppe. Sie war höchst dezent, sie war mädchenhaft gekleidet. Ein mattgrünes Leibchen, hoch ansteigend, verhüllte ihre Büste, ihr mäßig gebauschter Reifrock, rosa mit Gold, ließ kaum die braunen Fesseln sehen. Sie stand einen Augenblick still auf der zweitobersten Stufe und lächelte aus ihren Tieraugen auf dies Millionenparkett hinab. In ihrem ölglaten, funkelnd schwarzen Haar, dem Kunst auch den letzten Rest seiner afrikanischen Krausung genommen hatte, und das ihrem schmalen Haupte anlag wie eine Haut, spiegelten sich scharf die Lüsterflammen der Decke.

Mit einem hohen, an den Nerven zerrenden Gewimmer setzte die Musik wieder ein, ein jähes Tutti alles Schlag-, Klirr- und Blaszeugs und all dieser Negerkehlen scholl empor als gewaltig huldigender Gruß. Becky Floyd stieg die Stufen herunter und begann, unverweilt, zu tanzen. Sie war neunzehn Jahre alt, und ihr Ruhm war unermesslich. In ihr unterlag die weiße Gesellschaft dem scharfen Reiz der Rasse von übermorgen. Ihre langen Tieraugen, ihre Hüften, ihre Knie lebten in aber Tausenden von Träumen. Sie hätte Herzöge heiraten können und auch einen der Geldkönige jener Neuen Welt, in der kein weißer Proletarier mit Menschen ihrer Farbe die Atemluft teilt. Sie zog es vor, allein zu sein, unbeschenkt, uneingereicht; ihr dunkler, begnadeter Körper ganz allein trug sie empor. Die-

ses braune Mädchen beutete sich selber aus wie ein Unternehmer sein Bergwerk. Es war bekannt, daß sie sechzehn Stunden am Tag arbeitete. Wenn sie in Paris ihren Morgen mit Übungen und in den Filmateliers hingbracht, begann sie bei einem Frühstück im Ritz oder im Claridge zu tanzen, und nun riß die goldene Schnur ihrer Produktionen nicht mehr ab. Ihr Wagen trug sie von Empfang zu Empfang, von Music-hall zu Music-hall; keine Revue, kein Varietéprogramm war des Erfolges gewiß ohne das Gliederspiel dieser dunklen Bezwingerin, und die Welt der Genießenden, in Paris sich begegnend, dürstete danach, ihr auf den Teppichen der Salons nahe zu sein. Spät in der Nacht erschien sie in ihrem eigenen Tanzhause auf dem Montmartre, wo nie ein Stuhl zu haben war, die Eleganz der Adepten sich im engsten drängte und jeder der winzigen Tische ihr das Jahreseinkommen eines Großkaufmanns abwarf. Wenn sie dort um die vierte Morgenstunde schied, so war ihr Körper so gespannt, das Lächeln ihrer Tieraugen so frisch wie sechzehn Stunden zuvor. Sie hatte einer unbestimmbaren Menge von Tausenden ihre Reize ins Blut geworfen, im Gespräch mit Hunderten war sie liebenswürdig, scherzhaft, aufstachelnd gewesen, aber sie hatte niemand bemerkt, keine Stimme gehört, es war alles von ihr abgelaufen wie Wasser ablaufen mußte von ihrem ölglaten spiegelnden Nachthaar. Sie eroberte ohne Ansehen der Person wie ein Element, und der Scheck, den sie an jedem Montag der Bank von England übersandte, wurde von Woche zu Woche größer, Dokument ihrer wachsenden, alles überwachsenden Macht über die Weißen.

Jetzt war in Paris Regenwetter und schlechte Laune, und die Herde der Anbeter war an dies azurne Meer geflüchtet. Sie ließ sie hier nun frohnen. Als ein Sklavenvogt raste sie mit achtzig Kilometer Geschwindigkeit diese Küste auf und nieder und schwang die Geißel ihrer dunklen Betörung. Sie hatte heute schon in Mentone getanzt, am Cap Martin, im Negresco in Nizza, vor einer Minute war sie hier aus dem Auto gesprungen,

niemand wußte, zu welchen Festen sie diese Nacht noch erwartet wurde, in Villen oder Kasinos, in einem erleuchteten Garten am Meer. Sie tanzte und unterjochte. Ihr Scheck in dieser Woche war der höchste gewesen, seitdem sie Kaiserin war. Sie begann, in ihrem bescheidenen Stilkleidchen, einen Tanz, der beinahe altmodisch wirkte, eine Art schmachtenden Walzers. Sie tanzte ganz langsam, die schönen Arme ausgebreitet, so daß man ihre golden gefärbten Fingernägel unterscheiden konnte. Den kleinen Kopf hielt sie weit nach rückwärts geneigt und die Augen scheinbar geschlossen, man sah ihre Lider, die mit einem Goldpuder bestäubt waren. Ganz selten einmal ging ein Zucken durch ihren Leib, und eine blitzschnelle, harte und bizarre Geste zerschnitt den züchtigen Tanz und schien ihn zu verhöhnen. Als er aber zu Ende war, sank sie mit holder Bescheidenheit tief ins Knie, wie die Elevin einer Ballettschule an einem thüringischen Hof. Keine Pause. Mit einem Aufschrei fand die Negermusik zu sich selber zurück. Becky Floyds Mund, der eben noch so töchterlich gelächelt, wölbte sich plötzlich vor zu dem afrikanischen Fleischtrichter, der er eigentlich war, mit einem kleinen tückischen Grinsen blickte sie sich im Saale um und ersah sich einen beleibten, glatzköpfigen Herrn, der friedlich bei seiner Gattin saß. Sie forderte ihn auf. Er gehorchte. Jeder wußte, daß man sich hier zu fügen habe. Die Darbietung war bekannt. Man erwartete sie.

Das seltsame Paar stand sich inmitten des Raums gegenüber auf der farbig durchleuchteten Fläche. „Tanzen Sie“, rief Becky mit einer ganz hohen, glashell zwitschernden Stimme, die sinnlich beunruhigte, „tanzen Sie, machen Sie es wie ich!“ Sie raffte ihr Kleid, die braunen Beine wurden sichtbar, dunkler als Gesicht und Arme, die weltberühmten Beine, köstlich geformt. Und nun begannen sie im Charleston zu grimmassieren, blitzschnell, mit fabelhafter Beherrschung. Das dicke Gegenüber deutete etwas jammervoll Ähnliches an, mit einem entschuldigenden Lächeln. Sein Bauch stieg auf und nieder, seine grauen

Schläfenhaare flatterten. Becky Floyd berührte ihn nicht. Sie tanzte nahe vor ihm her, ihn anfeuernd durch zwitschernde Schreie, rascher und immer wirbelnder, dann zog sie den Eidechsenkopf zwischen die Schultern, machte sich klein, tapste rückwärts und vorwärts, blickte fromm von unten und bewegte grotesk sägend, eng am Leibe, die Arme dazu. Das Orchester plärrte und piff. Das Opfer wurde entlassen.

Sie wählte andere. Ihr funkenschnell streifender Blick ersah sich untrüglich die Ältesten, Unmöglichsten, alle die durch ein Luxusleben im Gold und im Fleische entstellten Greise. Keiner entzog sich; es war ein seltsames klassisch gewordenes Opfer der Würde. Jeder kam und bewegte vor ihrer fremden, unheimlichen Jugend schwerfällig den alten Körper, der schon nach dem Grabe neigte. Der Saal vibrierte und genoß. Alle die Blasierten, nicht zu Bewegenden, hier fanden sie die geheime Lust der Unterwerfung. Leises Jauchzen, unterdrücktes Gelächter, unersättliches Schauen. Plötzliche Stille aber und beinah erschrockenes Sichansehen, als Becky Floyd nun, mit deutlichem Entschluß, ihr Äußerstes wagte ...

„Kleinlich ist sie nicht“, sagte Carmer, „ein Schauspiel, das sich lohnt!“ Er sprach lauter als sonst. Er sprach, um sich einer Bezauberung zu entwinden, die er kommen fühlte und die er nicht wollte. Und er nannte Doktor Erlanger den Namen des neuen Partners.

„Undenkbar!“ rief Doktor Erlanger mit knabenhaft weiten Augen, „das ist unmöglich!“ Aber es war so.

Von der blumenbeschütteten Tafel, der er vorsah, hatte sie sich den Londoner Goldfürsten geholt, den Uralten, Halbmythischen, Haupt einer zweihundertjährigen Finanzdynastie, schwer gebeugt, körperlos fast, Machtwort nur noch und Begriff, den Greis, der über Staaten entschied, der Völker darben und essen ließ.

Ohne Zögern folgte er ihr. Man senkte die Köpfe. Mit vieler Haltung stellte er sich ihr gegenüber und rührte seine neunzig-

jährigen Füße in einer kindlichen Andeutung der wilden Pas. Sie aber raffte ihr sittiges Kleid nun höher und höher, jetzt sah man die Knie, jetzt die Schenkel, sie kreiste im Rausch ihrer Wälder und, unter einem durchdringenden hohen glashellen Schrei, riß sie sich mit ihren beiden Fäusten zugleich Rock und Mieder vom Leibe, ihre fremden Brüste, spitz, die Knospen purpurn gefärbt, sprangen ins Licht, und völlig nackt, die Scham nur eben bedeckt, gab sie sich drehend preis in gewaltig groteskem Rasen.

Der alte Engländer stand still und blickte sie an. Er schaute aus großer Nähe auf diese Nacktheit, auf diese dunklen Schenkel, die schönsten der Erde vielleicht, makellos schwellend, schlank und versehrend weiblich dabei, wie von der Hand eines fremden Gottes in atmender Bronze geformt.

Carmer sah sich um, seltsam angerührt. Der Saal war aufrecht, die Bedrückung war fort. Man jauchzte. Man schlug die Hände zusammen zum Widertakt der Urwaldmusik, man jubelte ihr zu in fünfzehn Sprachen der weißen Menschen, und in allen Männerblicken war Neid auf den Alten, den es heute getroffen hatte, – denn dies, daß ein Mann so stehen durfte und im strahlenden Licht vor aller Augen seine Lust und Fleischesanbetung zeigen, dies eigentlich war der neue, der ungeheure Trick, mit dem die Dunkle dort eine Welt erregte und hielt.

Der Engländer war langsam an seinen Platz zurückgekehrt. Dies aber würde nun fortwähren und steigen bis zum Ende, das Spiel ihrer Schenkel wurde frecher und einladender, sie schickte sich an zum Letzten, zum ungeheuerlich schamlosen, hohnlachend gewaltigen Triumph des Schwarzen Geschlechts.

Aber in diesem Augenblick geschah das Unwahrscheinliche: die Aufmerksamkeit wurde abgelenkt. Es kam vom Eingang herunter ein Mann, alt schon, großgewachsen, eckig und ziemlich gebeugt. Er war unmöglich angezogen, und die Unmöglichkeit bestand vor allem darin, daß er seinen Überzieher anbehalten hatte, ein enges, dickes, schlechtsitzendes Kleidungs-

stück aus schwarzem glattem Stoff. Sogar den schwarzen Melonenhut behielt er auf dem Kopf; so eilig war er. Seinen Stock mit silberner Krücke hielt er in der Hand, vielmehr trug er ihn, unterhalb des Griffs gefaßt, in ungeschickter Weise vor sich her. So kam er die Stufen herunter, mitten in die Produktion der afrikanischen Kaiserin hinein. Der Gedanke schien ihm fern zu sein, daß sein Auftreten hier irgendeine Wirkung hervorbringen könnte. Suchend und eilig blickte er umher, wo er hinkam, rückten die Leute zur Seite, wer noch saß, stand auf, viele verneigten sich. Aber Achille Dorval, als wäre er ganz allein in einem leeren Saal, ging auf den Gefundenen zu. Er streckte ihm die Hände entgegen, auch die, die so ungeschickt den Stock umklammert hielt, sah Carmer in die Augen, lachte dann und sagte: „Ich bin untröstlich, mein Freund. Aber das kommt davon, wenn man im Automobil auf Napoleons Straßen reist!“

„Sie haben einen Unfall gehabt?“

„Einen langwierigen Defekt. Genau an der Stelle vor Grenoble, wo damals die Armee zu ihm abfiel. Aber das hat mich nicht getröstet. Was haben Sie denken müssen von mir!“

Er nickte Doktor Erlanger zu, der etwas bleich hinter seinem Stuhle stand, und dann gingen sie alle drei sogleich miteinander fort.

Die Negermusik schwieg längst, von mehreren Seiten heftig bedeutet. Die Gesellschaft stand und schaute dem Manne nach, dessen unelegantes Greisenalter eine Idee bedeutete: die Idee Europa und Frieden. Auch der nordische König, zwischen seinen alten Begleitern, blickte grübelnd hinter ihm drein.

Becky Floyd, mitten aus ihrer Urwaldraserei zur Gelassenheit sich ernüchternd, war mit einem klugen Seitenblick ihrer herrlichen Tieraugen gleich bei Achille Dorvals Auftreten lautlos entwichen.

## Marion

*Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs bricht auch das Exportgeschäft Raumer in Berlin zusammen, und die Raumer verlieren ihr gesamtes Vermögen. In dem Bestreben, den Lebensunterhalt der Familie zu sichern, verdingt sich der Sohn, der Jurastudent Michael Raumer, bei der „Necessitas“, einem zwielichtigen Versicherungsunternehmen.*

Michaels unmittelbarer Vorgesetzter, der Mann, mit dem er es beinahe ausschließlich zu tun hatte, war ein Herr Leykauf – ominösen Namens, wie es ihm gelegentlich vorkam. Er war ein Mann von unbestimmtem Alter, ziemlich klein und auffallend sehnig, mit einem polierten Habichtskopf, der nicht ohne elegante Besonderheit war. Seine Kenntnisse auf dem Gebiet der Versicherungs- und Darlehenspraxis waren umfassend, sie waren international, denn Herrn Leykaufs vergangenes Leben war bunt gewesen.

Er hatte, was er durchaus nicht verbarg, vielmehr zu erzählen liebte, in jungen Jahren im Zusammenhang mit einem zweifelhaften Bankerott acht Monate in einem sächsischen Gefängnis gesessen und war dann außer Landes gegangen. Er sprach alle lateinischen Sprachen, besonders aber Spanisch und Portugiesisch, mit Vollkommenheit und überraschte durch immer neue Anekdoten abenteuerlichen und erotischen Inhalts, die Süd- und Mittelamerika und die Inseln der Großen Antillen zum Schauplatz hatten.

Auf Cuba hatte er eines frühen Jahres geheiratet, eine Dame halbspanischen Ursprungs, die seither irgendwo zwischen den Wendekreisen verschwunden war. Aber es war ihm aus dieser Ehe eine Tochter geblieben, Marion mit Namen, und diese junge Schönheit wurde, gleich als sie zum ersten Mal auftrat, Michael Raumer's Herzensschicksal.

Er saß Leykauf am tannenen Schreibtisch gegenüber und legte seinen Rapport ab, als sie eintrat. An die umwerfende Wirkung ihrer Person mußte sie wohl gewöhnt sein, denn sie lächelte flüchtig und freundlich, als sie Michael um die Nasenwurzel weiß werden sah und ihn stammeln hörte.

Sie war noch nicht achtzehn und schon auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung. Ihr zarter und voller Körper, mittelgroß nur, bewegte sich mit einer sparsamen Grazie, deren sie sich bewußt war. Das schwach bräunliche Gesicht wurde von zwei immensen, sehr hellen Augen beherrscht, die zuversichtlich und ein wenig zu unschuldig blickten. Und über einer schmalen und engen Stirn lagerte eine Mauer, ein Wall von starkem schwarzem Haar, abgründlich schwarz, wie eine Absage an alles Licht – und der Kontrast zwischen dieser drohenden Finsternis und dem lieblichen Oval mit den lichterfüllten Augen war ein unwiderstehlicher Reiz. Man hätte das Ganze makellos schön nennen müssen, wäre nicht zwischen dem feinen Näschchen und dem oberen Lippenrand der Abstand zu kurz gewesen. Die Zusammendrängung, die so entstand, prägte dem betörenden Gesicht einen kleinlichen, unfreien Zug auf.

Michael war ein junger Mensch von gesunden, kräftigen Instinkten. Sein Sinn für das Normale und Bekennbare, der Einfluß seiner geordneten Umgebung, hatten ihn im Umgang mit Frauen zurückgehalten. Unerfahren war er nicht; aber sein Herz und im Grunde auch seine Sinne waren kaum berührt worden. Jetzt stürzte er in diese Leidenschaft wie in einen tiefen Brunnen. Sie umschloß ihn ganz. Und keinen Augenblick war es ihm zweifelhaft, daß sein Dasein nur in der Vereinigung mit diesem Mädchen noch einen Sinn haben würde.

Es wurde ihm über Erwarten leicht gemacht, ein Recht auf den Umgang mit ihr zu gewinnen. Möglich sogar, daß sie von der ernsthaften Unbedingtheit seines Werbens zunächst überrascht war. Aber mit der ganzen Schmiegsamkeit eines sehr weiblichen Naturells fand sie sich sogleich und gern zurecht.

Wenn sie vordem etwa zur Anknüpfung leichterer Beziehungen disponiert gewesen sein mochte, so war das alsbald von ihr selber vergessen. Michael gefiel ihr, und am meisten gefiel ihr das Rückhaltlose seiner Anbetung. Es war schon nach wenigen Wochen selbstverständlich, daß sie Mann und Frau sein würden.

Unter normalen Umständen hätte eine solche Verbindung wahrscheinlich den Bruch Michaels mit seiner Familie bedeutet. Sein Wunsch schlug allem ins Gesicht, was hier Tradition gewesen war. Aber der einstige Träger dieser Tradition, der Vater, war ein gestürzter, sich in Haß und Unbegreifen verzehrender Mann, den sein Unglück in seinen eigenen Augen entwürdigte. So empfing er die neue Tochter mit abwesender Freundlichkeit und lehnte es nicht einmal ab, Herrn Leykaufs Habichtskopf sich am Tische gegenüber zu sehen. Michaels Mutter, hinschwindend in lichtloser Umgebung, war mit ihrem Zustand allzu gramvoll beschäftigt, um Widerstand aufzubringen.

Aber die Armut stand da als ein unübersteigbarer Wall. Michael unterhielt aus seinem unregelmäßigen Verdienst seine Eltern. Kein Hundertmarkschein ließ sich erübrigen. Von Leykauf war nichts zu erhoffen, das hatte er Michael bei erster Gelegenheit ungefragt und zynisch erklärt. Vermögen besaß er nicht, was er einnahm, ging auf Hasard und Frauen drauf, und diesen Gewohnheiten abzusagen, konnte ihm nicht in den Sinn kommen. Ein Mädchen von Marions Vorzügen brauchte keine Mitgift. War es ihre Laune, einen mittellosen Jüngling zu heiraten – in erster Ehe, wie Herr Leykauf es freundlich formulierte – so mochten die beiden sich einrichten, wie sie's vermochten.

So standen die Dinge, als Michael ein Jahr nach Kriegsausbruch zur Fahne gerufen wurde. Und nicht von ihm, von ihr ging der Vorschlag aus, vor seiner Ausreise zur Front sich trauen zu lassen. Sie hatte den ernstesten und feurigen Jungen auf

ihre Art liebgewonnen, sie sehnte sich nach seiner Umarmung, und sie wollte, daß er die Erinnerung daran in sein neues, gefährliches Leben mitnehmen sollte.

Es war eine der Kriegstrauungen, bei denen die Formalitäten wegfielen. Danach blieben ihnen zehn Tage. Diese zehn Tage banden Michael mit allen feinen und groben Strängen an diese Frau seines Lebens. Er genoß ein Glück ohne Maß. Einmal war der Krieg ja zu Ende – dann würde es ewig währen, das Glück.

Er bewährte sich da draußen. Er tat seine Pflicht und tat mehr. Nach acht Monaten war er Offizier. Von dem doppelten Kriegssold, den er bezog, sandte er die Hälfte seinen Eltern, die Hälfte seiner Frau. Er selbst behielt ein paar Pfennige für Zigaretten.

Im Februar 1916 starb in Berlin seine Mutter. Michael befand sich inmitten der Kämpfe um Verdun, und die Nachricht von ihrem Tode erreichte ihn erst, als sie schon in der Erde lag. Der Krieg schien niemals aufhören zu wollen. Michael las Marions Briefe und atmete sie ein, in der Hoffnung, einen Hauch der bräunlichen Hand zu spüren, die auf ihnen geruht hatte. Vorwürfe marterten ihn. Er hätte sich niemals nachgeben dürfen, sie nie an sich binden. Endete dieser Krieg und überlebte er ihn – so kam er heim als ein Bettler. Die spärlichen Nachrichten von seinem Vater zeigten einen zerfallenden Menschen. Michael träumte mitten in Tod und Verwüstung von Geld.

*Kurz vor Kriegsende fand Raumer bei der Routine-Durchsuchung gefallener französischer Soldaten bei einem Hauptmann sechzehn Tausendfrancsscheine. Statt seinen Fund vorschriftsmäßig abzuliefern, behielt er das Geld. Dieses Verbrechen lässt ihm keine Ruhe und bestimmt sein späteres Leben.*

Er hatte bezahlt, er zahlte noch täglich. Sein Lebensglück hatte er drangegeben. Mit einem jungen, ungebrochenen Mann hatte Marion ihre Ehe geschlossen, und ein im Herzen kranker,

über sein Alter trüber Mensch war ihr aus jener Erdmulde in der Champagne zurückgekehrt. Er wußte oder glaubte doch, daß er unfähig sei, sie glücklich zu machen. Sie lebten als Fremde nebeneinander in dem weitläufigen Haus. Es kam selten vor, daß sie auch nur nach seiner Tätigkeit fragte.

Längst waren sie nicht mehr allein. Schon kurz nach dem Kriege war ihnen ein Sohn geboren worden, ein schönes Kind, in dessen Zügen sich die Merkmale des Vaters mit denen der Mutter wunderbar glücklich vereinigten. Er hatte Michaels Stirn und sein festes, proportioniertes Untergesicht. Aber die weiten hellen Augen waren Marions, von ihr kam das abgründlich dunkle Haar in seiner weichen Fülle und die trockene, schwach bräunliche Haut. Er hatte auch ihren Wuchs und ihre Bewegungen, aber die schlanken Hände und Füße gehörten dem Vater.

Er lernte spät sprechen, und auch als er sprach, blieb eine kleine Hemmung haften. Es war kein Stammelnen, er bildete seine Laute völlig klar, aber mitten im Satz entstand mitunter ein Stocken, ein Zögern, so als horche er in sich hinein auf ein Diktat. Er lachte selten, und wenn er lächelte, so nahm nur sein Mund teil, die hellen Augen blieben ernst. An einem so jungen Geschöpf war diese Besonderheit ein ergreifender Reiz.

Marion war in den ersten Jahren eine leidenschaftliche Mutter gewesen. Sie liebte das Kind mit einer tierhaften Zärtlichkeit, so körperlich stürmisch, daß es Michael leise abstieß, ihn auch heimlich verwundete. Dies war Ersatz, er spürte es wohl. Aber als der kleine Andreas heranwuchs, änderte sich das. Die Zärtlichkeit verlor sich, beinahe von einem Tag auf den andern. So entlassen Tiermütter ihre Jungen im vorbestimmten Zeitpunkt aus ihrer Hut und kennen sie nicht mehr.

Michael hatte eine Regung der Freude zu bekämpfen, als er die Veränderung wahrnahm. Und für Andreas selbst bedeutete sie keinen Verlust. Die plötzlichen und wilden Liebkosungen seiner Mutter hatten ihn eher erschreckt als an sie gebunden.

Marion sah ihren Sohn jetzt eigentlich nur bei den Mahlzeiten, und auch bei denen nicht immer, denn sie hielt sie nicht ein. Ihre Lebensführung hatte sich geändert. Der träge Zauber ihres Appartements genügte ihr nicht mehr. Sie begann mit Neugier nach außen zu leben. Immer häufiger kam es vor, daß sie zwei, drei Tage abwesend war, auf Wochenend-Fahrten mit Leuten, die Michael wenig kannte, oder als Gast auf einem Besitz an einem der märkischen Seen. Jahrelang hatte sie ihren Vater kaum gesehen. Auch das wurde anders. Oftmals sah Michael jetzt den Wagen des alten Leykauf vorm Haus halten, um Marion abzuholen.

Sein Wagen, den Michael mitunter warten sah, war kein Automobil. Er war ein braunes Coupé, mit brauner, gesteppter Seide gepolstert, gezogen von zwei isabellfarbenen kleinen Pferden, die weiße Mähnen und Schweife hatten. Ein zartbraun livrierter Kutscher saß auf dem Bock.

Ein zweites Gefährt dieser Art gab es schwerlich im motorisierten Berlin von 1930. Es wirkte solid, anheimelnd altmodisch, und unbestimmt fremdartig dabei. Erinnerungen aus Herrn Leykaufs bewegter Jugendzeit waren sicherlich mit im Spiel. So mochte ein Zuckerplantagen-Besitzer auf Cuba zum Ecarté in seinen Club fahren.

Der Wagen fiel auf, bald war er bekannt. Bei seinem langsamen Dahinrollen hatten die Spaziergänger im Tiergarten Zeit, sich zu fragen, wer dieser sehnig elegante Herr mit dem Habichtskopf sein mochte, der da, so tadellos angetan, ein Rohr mit goldenem Knauf in den bekleideten Händen, sich lächelnd dahintragen ließ. Sehr oft wurde an seiner Seite eine jüngere, üppig anziehende Dame gesehen, mit der er sich angeregt unterhielt.

Besonders bei Pferderennen erschienen die Beiden zusammen. Herr Leykauf ganz im traditionellen Grau, den grauen Zylinder auf dem rassigen Haupt, den Feldstecher vor den Augen. Lächelnd unterrichtete er seine Begleiterin über die jagen-

den Chancen. Niemand hätte sie für Vater und Tochter gehalten. Dies war für jedermann ein wohlhabender älterer Herr, der sich eine reizende Geliebte hielt. Traf man auf Bekannte aus Raumers Kreis, die also Bescheid wußten, so waren sie unbestimmt skandalisiert. Eigentlich, so fühlten diese Bekannten, wäre es ihre Pflicht gewesen, Raumer zu warnen – aber warnen wovor denn?

Das Ende kam unerwartet. Von einer längeren Dienstreise nach Hause zurückkehrend, fand Michael den Brief vor, der es ihm ankündigte. Es war ein seltsam steifes und wortkarges Billett in Marions unentwickelter Schrift, die ihn einst draußen im Felde so sehr gerührt hatte. Marion war seit Tagen fort. Ihre Wohnung im ersten Stock lag leer und aufgeräumt wie ein unbenutztes Hotelappartement. Sie hatte sehr sorgfältig eingepackt.

Er wollte kaum wissen, erfuhr aber natürlich doch, wem sie gefolgt war. Bei Gelegenheit eines Tennistourniers in einem der Clubs am Wannsee, einem fashionablen Ereignis, dem sie mit ihrem Vater beiwohnte, hatte sie sich Hals über Kopf in einen der Spieler verliebt. Es war ein häßlicher, leicht grünhäutiger Herr von portugiesischer Abkunft – Louis Carvalho, der Name hatte in der Tenniswelt seinen Klang. Marions spät aufbrechender Leidenschaft war nicht zu widerstehen, sie übertrug sich. Dem Portugiesen hatte einfach der Kopf geschwindelt. Beim Diner, auf der Terrasse am See, suchten die Beiden einander mit solchen Blicken, daß die Anwesenden betreten zur Seite schauten.

Am andern Tag, dem dritten, der im Turnier die Entscheidungen brachte, spielte Carvalho tief unter seinem Niveau, er verlor seinen Vorsprung, schnitt elend ab. Es war eine Sensation in der Sportwelt. Aber Senhor Carvalho warf befreit seinen Schläger beiseite. Er hatte bereits telegraphisch zwei Schiffskabinen nach Rio bestellt.

Michael beschleunigte die Scheidung. Er ließ Marion durch seinen Anwalt schreiben, sehr viel großzügiger, als es den legalen Umständen entsprach. Er selbst schrieb kein Wort. Er erwähnte sie niemals. Die Zimmer im ersten Stockwerk verschloß er. Am liebsten hätte er die Türen zugemauert.

## **Tod im Harem**

*Graf Sebastiani erzählt seinem Freund Paul von Fronsac ein Erlebnis aus seiner Zeit als Botschafter in Konstantinopel. Sultan Mehmet beehrte einstmals Sebastiani mit seinem Besuch, um ihm für seine diplomatische Vermittlungsbemühungen zu danken.*

„Dieser Mehmet war ein dicker Mensch, dessen Augen man kaum sah, und der mit Mühe auf seinen Beinen stand. Übrigens kein Narr und im Allgemeinen gutmütig. Wir blieben zu viert im Zimmer, mit dem Großwesir, einem stets lächelnden Menschen, der einmal in Paris gewesen war und ewig von den Galerien des Palais Royal schwärmte.

„Der Besuch war ganz kurz, aber sehr feierlich. Der Sultan saß, wir drei standen vor ihm. Er sagte: ‚Du hast mir das Reich gerettet, General.‘

Ich verbeugte mich. Ich dachte gar nicht daran, zu widersprechen.

„Hast du einen Wunsch, General? Du kannst haben, was du willst!“ – Das war unerwartet, ich wußte nicht recht, was ich antworten sollte. Was hätten wir damals alle auch wünschen sollen, die wir unter dem Kaiser dienten. Schließlich gehörte uns die Welt. Nicht?“

„Ja,“ sagte Fronsac in seinem Sessel.

„Ich überlegte, und wie ich überlegte, sah ich Le Verrier an, der dabei stand und gar nichts von der türkischen Unterhaltung

begriff. Da kam mir das Ganze wie ein guter Witz vor, und ich sagte:

‚Dann bitte ich Euer Erhabenheit, den Harem sehen zu dürfen!’

‚Es ist gut, du kannst ihn sehen,‘ sagte Mehmet, erhob sich und verließ augenblicklich das Zimmer. Am nächsten Nachmittag kam der Großwesir, um mich abzuholen. Le Verrier fuhr mit uns, aber der Großwesir erklärte lächelnd, er glaube nicht, daß die Erlaubnis sich auch auf ihn beziehe.

Und an dem berühmten ‚Tor der Glückseligkeit‘ bestätigte uns das der bewaffnete Wächter mit bösertigem Nachdruck.

Le Verrier kehrte mit einer Grimasse um. Mich empfing in einer Vorhalle der Oberste Eunuch, und mit ihm begann ich den Rundgang.

Das Ganze war ziemlich mittelmäßig. Es war mir gesagt worden, bei der Auswahl für den Harem spiele Protektion bei Weitem die Hauptrolle, und nun mußte ich das glauben, da ich diese banalen, angefetteten Geschöpfe sah. Übrigens war die Sache auch etwas peinlich. Denn natürlich sitzen diese Damen nicht alle so rudelweise beisammen, wie man sich bei uns das vorstellt, sondern jede, die irgendetwas gilt, hat ihre abgesonderte Wohnung, und da wurde ich nun überall hineingeführt, wie ein Idiot. Ich war zwar angemeldet, aber peinlich blieb es. Ein paar hübsche Gesichter sah ich ja, aber nichts Märchenhaftes. Das einzige, was mir gefiel, waren schöne Intarsienmöbel.

Wir kamen dann durch einen großen gekuppelten Raum, der wirklich so war, wie sich ein Franzose das ganze Serail vorstellt. Ein Dutzend Nebenfrauen saßen da auf farbigen Steinstufen und auf Polstern umher und schwatzten. Als wir eintraten, wurden sie stumm und standen in bäurischer Verlegenheit miteinander auf. Ich blickte in die Gesichter; es waren alles, ohne Ausnahme, grobe kleinasiatische Mägede.

Ich begann meinen so leichtsinnig verschwendeten Wunsch zu bedauern, und es verlangte mich fortzukommen. Aber der Eunuch, gewissenhaft und unerbittlich, führte mich jenseits der Halle in eine zweite Flucht von Appartements. Und hier war es, hier sah ich das erste und einzige Weib, das mir in dieser ganzen Ansammlung zum Herzen, vielleicht auch nur zu den Sinnen sprach.

Es war ein ganz junges, schlankes und braunes Geschöpf mit feinen Händen und Füßen. Anders als die übrigen Vorzugsfrauen, die sich ängstlich darauf bedacht zeigten, eine imaginäre Würde zu wahren, sprang diese uns entgegen, froh offenbar, einer ungeheuren Langeweile für einen Augenblick zu entgehen, und fing an, zwitschernd wie ein Vögelchen auf uns einzureden, in einer Sprache, die ich nicht verstand.

Ich fragte meinen Begleiter, was sie für eine Landsmännin sei. Er sagte, eine Cypriotin. Sie sei erst wenige Wochen hier.

Mich ergriffen Mitleid und Begierde. Die braunen Augen der kleinen Person hatten einen so unendlich gutmütigen, naiven Ausdruck, und ihr gesticktes Oberkleid war so verlockend gebauscht. Ich nahm ihre braune, feste Hand und küßte sie auf das Gelenk.

Der Eunuch nötigte mich fort. Ich ging ungen. Er wollte mich noch immer weiter führen, aber diesmal gab ich nicht nach. Als wir wieder in der Vorhalle standen, sagte er: ‚Mein Herr hat mir befohlen, an Euer Exzellenz eine Frage zu richten.‘

‚Frage nur.‘

‚Ist eine Frau im Serail, an der Euer Exzellenz Gefallen gefunden haben?‘

Ich sagte: ‚Jawohl, diese Cypriotin.‘

Er verneigte sich so tief, daß ich sein Gesicht nicht mehr sehen konnte, und sagte: ‚Euer Exzellenz werden die Frau heute Abend noch als Eigentum erhalten.‘

Ich ging, sehr angenehm erregt, und erzählte Le Verrier unser gutes Glück. Wir ließen ein Zimmer zurechtmachen und stellten alles hinein, was sich an hübschen Dingen zufällig bei uns zusammengefunden hatte. Wir überlegten uns auch, ob wir das Geschöpfchen mitnehmen könnten, – denn es war bereits die Rede davon, daß uns der Kaiser auf dem spanischen Kriegsschauplatz verwenden wollte ...“

Der Marschall, der sehr fließend erzählt hatte, brach ab.

„Also was!“ sagte Fronsac, der etwas ungeduldig geworden war, und stand auf. „Der Sultan hat sie hinrichten lassen, wie?“

Er schien das Ganze nicht recht erzählenswert zu finden.

„Schlimmer, Fronsac, noch schlimmer,“ sagte der Marschall. „Am Abend nämlich, wie wir vergnügt warteten, brachte uns der schwarze Trabant ihren Kopf ... ihren Kopf auf einer kupfernen Platte. Er war präpariert, alles Blut hatte man ausgedrückt, die Augen künstlich weit geöffnet und die Haare schön in Ordnung gebracht ...“

„Oh pfui Teufel!“ sagte Fronsac.

„Ja. Der gute Le Verrier übergab sich. Ich biß mir in den Finger, um standzuhalten, dann nahm ich dem schwarzen Kerl ein Schriftstück ab, das er mir hinstreckte. Ich konnte aber das Türkische, das ich ja ein wenig sprach, nicht lesen und mußte mir die Botschaft am nächsten Tag übersetzen lassen. Der Sultan schrieb ungefähr:

„Als Rechtgläubiger kann ich Dir, einem Christen, nicht eine Frau von meiner Religion überlassen. Aber auf diese Weise, die ich mir erdacht habe, bist Du wenigstens gewiß, daß diejenige, auf die Du Deinen Blick geworfen hast, auch sonst einem Manne mehr gehören wird.““

## **Das Haar**

„O, dein Haar, dein Haar!“

„Sprich nicht davon!“

„Nicht davon sprechen? Es ist so herrlich. Ich glaube, ich habe nichts Schöneres gesehen.“

„O schweig!“

„Warum willst du das nicht hören? Laß mich gestehen: dies Haar mußte ich immerfort anschauen, heute am Mittag, war es wirklich erst heute? Die Sonne wühlte darin, es flammte und strahlte. Man müßte denken, es wäre noch Glut darin, aber es ist kühl, wundervoll kühl.“

„Ja, es ist kalt.“

„Wie sagst du das seltsam! Ja, es ist so kühl wie ein schöner Morgen, wie ein Garten am Morgen. Laß mich mein Gesicht darin baden, Liebe. Öffne es. Gib es mir ganz!“

„Ich kann nicht!“

„Du kannst nicht?“ Er richtete sich auf und lächelte. „Wie denn? Du gehörst doch nicht zu den Frauen, die glauben, ohne ihre Frisur seien sie nicht mehr schön. Königlich muß es aussehen. Du. Komm, erfülle mir den Wunsch. Aber was ist Dir denn, Liebe, was ist denn? Du hast ja Tränen in deinen Augen.“

Ja, sie weinte. Ohne einen Laut, ohne ein Schluchzen lag sie und die Tränen flossen ihr über die Wangen, Mit weit offenen Augen lag sie und sah durch das strömende Naß hoffnungslos traurig ins Leere. Er umfaßte ihre Schultern, er hob sie ein wenig empor und sprach ihr zu wie einem Kinde, das leidet. Aber eigentlich wußte er nichts zu sagen, er kannte ja die Ursache ihres Kammers nicht. So verstummte er bald, ratlos, strich ihr nur mitunter über die Stirn, die heiß dalag unter der kühlen Krone, und wartete. Unter dem leichten Erlebnis, unter dem bequemen Abenteuer tat sich eine unbekannt Tiefe auf, ein rätselhaftes Weh, aus dem diese Tränen emporquollen, Tränen, Tränen, Tränen: sie näßten ihre weichen Wangenflächen, ihr Kinn, sie strömten über den blühenden Frauenhals. Er nahm

sein Tuch und trocknete sie fort. Und währenddem überdachte er, wie sonderbar doch alles das war: diese Frau, diese Dame, diese Gattin, die ihn mit solcher Geradheit, solcher Freiheit zu sich beschied auf ihr Zimmer, dieser Gatte, der verschwunden war, der nichts zu bedeuten schien, von dem er nichts kannte als ein paar steife, pedantische Falten an seinem Hals, – und wie sonderbar nur ihre Tränen, denen nichts vorhergegangen war als ein paar Worte über ihr schönes Haar.

„Wenn ich das nicht hätte,“ fragte sie, mitten aus Schweigen und Trauer heraus, „dann würdest du mich nicht mögen, nicht wahr?“

„Wenn du was nicht hättest?“ fragte er zärtlich.

„Mein Haar.“

„Aber liebes Herz, du hast es doch.“

„Nein.“

„Nein?“

Sie richtete sich auf, umschlang ihn und flüsterte ihm ins Ohr: „Es gehört mir nicht mehr. Es ist tot.“

„Tot?“ fragte Alexander und dachte bei sich: An wen bin ich da nur da geraten! Aber schon kamen ihr wieder die Tränen und diesmal nicht lautlos, sondern unter Schluchzen und Klagen. Sie schlug die Hände vors Gesicht und ihr ganzer Körper bäumte sich vor Weh.

Plötzlich schwieg sie. Ihre Rechte tastete über die Wand, sie fand den Hebel, und das elektrische Licht erlosch.

„Was tust du denn, Liebe?“

„Fühle!“ sagte sie heiser.

Sie faßte im Dunkeln nach seiner Hand. Alexander zuckte zusammen. Der hohe feste Bau der kühlen Flechten war verschwunden, und seine Finger berührten die Kopfhaut. Nur ein wenig dünner Flaum war zu spüren wie auf dem Köpfchen eines kleinen Kindes.

„Fühlst du es nun?“ fragte sie leise.

Alexander schluckte hinunter: „Ist das so schlimm?“ sagte er dann mit ruhiger, freundlicher Stimme. „So war es eben nicht meines. Muß man darum so traurig sein?“

Sie flüsterte: „Es war einmal meines, es war. Ich trags auf meinem Kopf wie einen Leichnam. So häßlich ist das und so traurig.“

Er umschlang sie fest mit seinen Armen, bettete ihren schmalen, nackten Kopf an seine Brust und schwieg. Er wartete, denn er wußte wohl, daß sie erzählen würde.

„Du hast ihn ja gesehen,“ begann sie endlich mit einem Flüstern, das anschwell. „Du hast ihn ja gesehen. Er ist schon alt oder fast schon alt. Aber das machte mir nichts, als ich ihn heiratete. Ich war so froh, daß er mich nahm. Vier Jahre ist das her. Ich lebte mit meiner Mutter in einer kleinen Stadt, allein, und war beinahe schon ein spätes Mädchen geworden. Mein Vater war ein Beamter, wir hatten nichts als die kleine Pension und lebten so zwischen Auskommen und Dürftigkeit. Da kam er, sehr reich, auch elegant und verliebte sich rasend. Weißt du, es war so das Schicksal, das über einen Mann kommt und das alle Bedenken fortschwemmt. Er hätte mich auch geheiratet, wenn ich die Letzte von allen gewesen wäre. Am Abend sah er mich, am nächsten Morgen machte er seinen Antrag, nach vier Wochen war Hochzeit.

Aber schon auf der Reise dort hinunter an die Riviera fing das an mit seiner Eifersucht. Schon im Zuge fing das an. Wenn einer den Blick auf mich richtete, auf mein Gesicht, auf meine Schultern und vor allem auf mein Haar, wurde er grau im Gesicht und verlor fast den Atem. Ich bekam Angst und sah nicht mehr von meinem Buche auf. Aber in den Hotels wurde es noch schlimmer. Jeden Tag, alle paar Stunden die furchtbarsten Szenen. Mit aufgehobenen Händen lief er im Zimmer vor mir herum und verfluchte sein Schicksal, dann fiel er vor mir nieder, zerbiß mir fast die Schuhe mit seinen Küssen, wimmerte wie ein Tier, das gequält wird. Ich saß ganz ratlos, versuchte

ihn zu trösten, ihn aufzuklären, liebte ihn schüchtern. Aber er hörte und spürte nichts. Es schien, als wäre er ganz isoliert, ganz fern von mir in seiner Raserei, in seiner Qual. Aber das Schlimmste war: diese Szenen, die immer wieder kamen und die immer heftiger wurden, sie endeten auch immer auf dieselbe Weise, sie endeten in Wollust und Brunst. Es war, als hätte sich in ihnen all das Begehren angesammelt, das er den Anderen andichtete und er zerstörte mich fast mit seiner Leidenschaft, die keiner Zärtlichkeit mehr ähnlich war sondern einer kalten Wut. Er nahm mich stumm in Besitz mit geschlossenen Augen, seine mageren harten Arme umschnürten mich wie Stricke und er litt in der Wonne, das sah ich wohl. Aber auch ich litt, oh wie furchtbar, und fühlte mich geschändet, fühlte mich angefaßt wie eine verruchte Sache, von der einer doch nicht lassen kann. So muß ein Geizhals im Golde wühlen, hineinbeißen in das Gold, im unfruchtbaren Mühen, seinen Glanz und seinen Wert in sich hineinzuschlingen. So war es. Und es wurde schlimmer. Er fing an, in allem Ernste zu hassen, was er meine Schönheit nannte. Ich glaube, es gibt an meinem Leibe kein Glied, das er nicht verwünscht hätte als Quell seiner Qualen. Und was er verwünschte, das eben küßte er im gleichen Atem, schreiend, mit Tränen. Das Schlimmste, das Schlimmste aber war natürlich mein Haar. ‚Es macht mich ja noch rasend, dieses Haar,‘ schrie er, ‚dieses infame, dieses verruchte! Alle macht es wahnsinnig, alle Männeraugen hängen sich dran an dieses Hexenhaar. Alle sitzen sie da mit offenen Müulern und wühlen sich hinein vor meinen Augen. Jeder legt seinen Kopf, jeder gräbt seine Hände hinein, jeder trinkt seinen Duft, jeder betrinkt sich an seinem Duft, ich seh’s ihnen ja an, allen, allen, starre Augen bekommen sie. Ich gehe noch dran zu Grunde, ich kann das nicht mehr, ich kann das nicht mehr!‘ Und dann stürzte er selbst darüber her mit all den maßlosen barbarischen Liebkosungen, die er sich an jenen anderen vorstellte.

Ich litt sehr, aber er tat mir auch leid, ich spürte ja all seine Schmerzen so nahe. Und ich suchte nach Abhilfe. Eines Tages, wir waren natürlich längst wieder zu Hause und lebten in seiner Stadt, ging ich in Gesellschaft mit einem Schleier auf dem Kopf. Es war ein dichtes, schwarzes Spitzengewebe, das auch den letzten Schimmer versteckte. Er wurde blaß, als er mich ins Licht treten sah, sprach aber nichts. Er saß mir bei Tische gegenüber und ließ mich nicht los mit seinen Augen. Ich konnte es fast körperlich spüren, wie seine Augen an dem Gewebe zertrten, völlig wie gierige Tiere. Und dann zu Hause ... Ja, zu Hause. Ich war noch im Mantel, da riß er mir schon den Schleier ab, seine Hände krampften sich hinein in die Strähnen, er hatte Schaum auf den Lippen. Er schrie, er lallte: ‚Meinst du, ich lasse mir das verstecken, meinen Schatz, meine Kostbarkeit, meine Lust! Meinst du, ich lasse mir das noch vor den Augen wegstehlen von den lüsternen Schuftten! Nein, komm! Ich will dich sehen, ich darf dich sehen, ich bin dein Herr, mir gehörst du: dein Leib, deine Schönheit, jeder Hauch, jeder Duft ...‘ Und aufheulend stürzte er sich über mich, sein Mund verbiß sich über meiner Stirn, er sog und trank und malmtete – und plötzlich spürte ich mit einem tödlichen Entsetzen, daß er zusammenfiel, daß er leblos, erstarrt zusammensank, verbissen in mein Haar hing er schwer an mir nieder, überfallen von einem Krampf, einer Ohnmacht. Ich glaube, ich habe geschrien wie eine Wahnsinnige, mir war auch ganz als müßte ich gleich, auf der Stelle, vor Grauen den Verstand verlieren. Ich faßte nach einer Schere, ich bog mich hinüber nach dem Tischchen wo eine Schere lag, immer den leblosen Mann über mir hängend, und ich schnitt zu, ich schnitt ihm mit fliegenden Händen meine Strähnen vor dem Munde fort. Da lag er denn mit verdrehten Augen und die Spitzen meines Haares zwischen den Zähnen. Aber ich kümmerte mich nicht um ihn, ich legte ihn nicht einmal zurecht auf den Diwan, sondern ich stellte mich vor den Spiegel und schnitt weiter zu. In meiner Raserei schnitt ich

mein ganzes Haar ab, rings um den Kopf, alles, alles, ganz kurz, in einem Taumel von Wut und Ekel und Grauen und Rache und Verzweiflung. Und ich häufte alles zueinander und warf ein Tuch darüber und dann erst rief ich um Hilfe für den Mann. Das Mädchen lief schreiend davon wie vor einer Behexen, als sie mich sah. Aber der Mann brauchte auch gar keine Hilfe. Er kam auch so wieder zu sich. Er richtete sich auf und starrte mich an. Und dann sagte er – in einem ganz furchtbaren, leeren, toten Tone, aber erlöst, erlöst sagte er: ‚Ja. Das ist gut.‘

Ich brach zusammen. Ich wurde sehr krank und lag viele Wochen. Und er pflegte mich und war sehr gut zu mir, das muß ich sagen. Denn auf seine Weise liebte er mich ja, ach nur zu sehr. Aber wie ich so lag und allmählich wieder zu Kräften anstieg, da weitete sich etwas in mir, ich überblickte mein Leben und sagte mir, daß, was ich bisher als mein Leben hingenommen hatte, daß das nicht alles bleiben dürfe. In mir entstand ein Trotz, und ich nahm mir vor, das Dasein, das schöne reiche Dasein mit beiden Händen zu fassen und zu genießen. Und ich war entschlossen, daß dieser traurige graue Mann mit seiner bösen Leidenschaft nicht alles bleiben dürfe, was mir als Frau gehörte. Und das sagte ich ihm auch ganz offen, denn seit jenem wilden Tag fühlte ich mich ihm überlegen und wußte ihn sehr in meiner Schuld. Er sah mich nur an und blickte dann nach meinem Haar, das ich schon damals mir wieder aufs Haupt gelegt hatte, und ein unbeschreibliches Lächeln ging über sein Gesicht: wissend und traurig und höhnisch. Ich sagte mit Zittern: ‚Du meinst wohl, keiner wird mich mehr wollen – deswegen? Aber keiner wird es ja merken.‘ – ‚Doch,‘ sagte er mit seiner erstorbenen Stimme, ‚du wirst es sagen müssen. Ich hindere dich an nichts, du bist frei. Aber ich weiß, daß du es jedem sagen muß. Du kannst das nicht vergessen, nicht auf eine Stunde, und du wirst auch wollen, daß jeder es weiß, du wirst es wollen müssen.‘ Ich versuchte ihn auszulachen, aber

mir war es, als bekäme ich Eis in meine lebendigen Adern. Und er hat recht behalten.“

„Unsinn, Unsinn!“ sagte Alexander. Er wollte das freundlich und überlegen sagen wie zu einem Kinde. Aber die Stimme blieb ihm aus. Er räusperte sich und wiederholte das Wort und streichelte sie tröstend. Aber es war ihm selber deutlich, daß sein Wort und seine Liebkosung keine Kraft besaßen.

„Ja er hat recht behalten. Oh denke nicht, ich hätte das nun so und so oft erprobt. Ich bin ja keine so leichtsinnige Frau, obgleich ich es sein wollte. Aber einmal hab ich es doch erprobt. Es war ein junger Musiker, der zu uns ins Haus kam. Er liebte mich, das wußte ich wohl, ganz krank war er nach mir. Aber denke dir, als es so weit war, da mußte ich ihm es sagen. Ja es war wie ein Zwang, ein Fluch, wie eine Behexung war es. Es war wie eine bittere, bittere Wollust, zu der es mich übermächtig trieb, obwohl ich doch wußte, daß dann alles aus war. Ja, im höchsten Moment mußte ich es ihm sagen. Und da erstarrte er. Und so wird es immer sein. Ich bin gezeichnet und ausgestoßen. Und auch du wirst dich von mir abwenden, gleich, jetzt gleich, ich fühle es schon, ich merke es schon an deiner Hand, daran, wie deine Hand die meine hält. Du bist schon fort, du bist schon geflohen, ich weiß es gut.“

„Aber das ist ja alles nicht wahr,“ sagte Alexander. „Gar nichts davon ist wahr. Und es wird ja auch wieder wachsen, sicher, trotz deiner langen Krankheit, ganz sicher. Und das alles ist ja nur ein Grund, dich doppelt lieb zu haben. Arme, Gute, Schöne.“

Doch er mußte sich zwingen, das zu sagen. Wie durch zerrissene Wolken sah er in eine jenseitige Welt, in traurige Geheimnisse, die hinter den schönen Dingen lagen. Er war erstarrt. Er spannte seine Seele an, seine Nerven. Er wollte sich das nicht merken lassen. Er wollte den Bann zerbrechen, in dem die Ärmste gefangen war. Sie mußte ihn zurück haben, den Glauben an ihre Frauenmacht, an ihre Jugendmacht!

Er zwang sich zu ihr, und er besaß sie. Aber es war vergebens, der Eisenreif um ihre arme, verstörte Seele war nicht zu sprengen. Er jedenfalls, der selbst sich nicht befreien konnte von dem traurigen Zauber, er konnte ihn nicht sprengen. Sie lag da mit weitoffenen Augen, die ins Leere sahen, und sprach mit schlaffer Stimme, in der keine Hoffnung war:

„Geh nur, geh. Ich weiß ja doch, daß du gehen willst.“

Und bald ging er wirklich.

## **Die Unbekannte**

Ich war damals einige Wochen am Adriatischen Meer gewesen und fuhr in langsamen Reisen durch die österreichischen Gebirgsländer gegen Wien, um dann weiter nach Deutschland heimzustreben. Es war ein schöner September-Nachmittag, ich saß allein in meinem Coupé, hatte seit Stunden mein Buch auf den Knien liegen und blickte durchs offene Fenster den herwandernden Höhenzügen entgegen, mit dem melancholischen Vergnügen an etwas Schönerem, das unhaltbar, kaum begrüßt, an uns vorüberschwindet. An irgendeiner kleinen Station ging die Tür auf, und sie kam herein. Ein Mann war dabei, ihr Mann ganz gewiß, und sie nahmen nebeneinander Platz auf der Polsterbank mir gegenüber. Der Zug fuhr weiter.

Du kennst, Alexander, die Empfindungen, mit denen wir als Männer eine erfreulich auftauchende Frauenerscheinung begrüßen. Du weißt, wie man aufschaut oder hinschaut und ganz betroffen in sich hineinmurmelt: Herrgott, wie reizend! Du kennst die heftigeren, schlagartigen Attacken, bei denen es einem den Rücken hinunterrieselt, bei denen man hastig schluckt und gewiß einen ganz haltlosen, törichten Gesichtsausdruck bekommt. Du weißt auch um jene laue, wohlige Welle von Sympathie, die uns vor einem zarten Profil, einem sanften Stimmklang die Brust durchwallt: Rührung, milde Sehnsucht und das Verlangen, zu stützen und zu helfen, fluten

in dieser Welle, es ist wahrscheinlich nicht das Schlechteste im Manne, was da lebendig wird. Aber wer wollte sie aufzählen und einteilen und gar erschöpfen, die aberhundert Regungen vor den aberhundert Frauen, die an uns vorbeigleiten und eine Ahnung hinter sich lassen, einen Hauch oder noch weniger von dem, was ein Leben mit ihnen gewesen wäre oder eine Lebensstrecke oder eine Lebensstunde. Solche Begegnungen, solche atemhaft leichten Berührungen mit Frauen bestimmen gewiß nicht wenig unser Dasein, die Luft unserer Träume wird von ihren leichten Gewändern bewegt.

So aber war es nicht, nicht dies oder jenes. Sondern ich hob meine Augen auf und erblickte sie und wußte: dies ist die Frau meines Lebens.

Ich habe von den gewaltsamen Attacken gesprochen, mit denen mancher Frauenanblick unsere Sinne überfällt und niederwirft, und ich sagte, so sei es nicht gewesen. Aber so ist der Anfang des Ganzen wohl doch gewesen. Sie hatte ihr Jackett und ihren Hut abgelegt und saß in einer dünnen Bluse da, einem Ding aus dunkelgrüner Seide, nur ganz leicht zusammengehalten von einem weiten Gürtel. Ihr Hals war frei. Und unter der Seide bewegte sich leise ihr junger Körper, gar nicht betont, gar nicht modelliert durch das lose fallende Gespinnst, aber eben darum in seiner Freiheit so namenlos verlockend. Die Dichter reden immer nur von zarten Wangen und von tiefen Augen, ich will wahrer sein. Ich sah ihren weißen blühenden jungen Hals, schlank und fest und wie für mehr als Menschendauer gebildet, ich spürte unter der dünnen Seide ihre runden jungen Frauenarme, ich ahnte halb und kannte halb, ehe ich nur dreimal geatmet hatte, ihre Brüste.

Welch ein unnennbarer Zauber, nicht wahr, Alexander, in Frauenbrüsten! In denen, die ehern, abweisend, auseinanderdrohen; in denen, die sacht und zärtlich, nicht starr, doch die holde Form bewahrend, sich darbieten, gütige Kissen; und noch in denen, die über einem Herzen, das schon Glück und

Trübes erfahren hat, hinwallen, nicht schön mehr im Sinn der Geschmackstoren, nicht makellos mehr, aber uns um so teurer, wenn uns die reife Frau teuer ist, die sich ihrer vielleicht meint schämen zu müssen.

Anders aber noch als alle diese waren die ihren. Durch welche Magie kannte ich sie denn? Reif und doch jung, locker spielend und doch in aller gehaltenen Kraft, frauenhaft schon und kindlich noch – nein, ich bin nie so ganz nur ein Mann gewesen wie in jenen ersten Minuten. Eine sinnliche Süße flutete in mir, der ich keinen Genuß meines Lebens zu vergleichen weiß, ein Verlangen, das sich seiner ewigen Dauer schauernd bewußt war. Lachst Du, Alexander? Ach, ich kenne so gut wie Du das Gaukelspiel, das die Natur mit uns treibt, wie sie Begierden in uns erweckt in einer Abenddämmerung, die wir im grauenden Morgen schon nicht mehr begreifen. Ich weiß das, es ist die schlimme Regel. So war es nicht, diesmal nicht. Mein Blut rief ihr nicht zu: O du, laß mich meine Augen einmal dort baden, einmal nur! Sondern ein Gefühl der Unstillbarkeit stieg auf, es war da mit dem ersten Anblick, ein Wissen, daß keine Zärtlichkeit, kein Genießen mich hier jemals kühlen und ernüchtern könnte. Mein ganzes Ich rief ihr zu, um die ich seit Augenblicken erst wußte: Um Gotteswillen, um Gotteswillen, ich liebe dich!

Nachher sah ich sie stehen, sah ich sie Schritte tun, sah ich sie die Arme heben, um etwas aus dem Netz zu ihren Häupten zu greifen. Hoch gewachsen war sie, schlank und doch reich, fest und doch biegsam, mit den Lenden einer jungen Göttin im Walde, – oh, die Alten wußten, warum sie ihr Wort für das Weib, dies femina, von ihrem Wort für die Lende nahmen, kluge Römer! Aber jede ihrer Bewegungen übersetzte sich mir mit brausender Deutlichkeit in die Gebärden des innigsten Alleinseins, und ich wußte, Alexander, ich wußte, daß hier vor mir die eine, einzige Frau atmete, der unter allen ich das volle Maß irdischer Lust, mir zugemessener Lust hätte danken kön-

nen. Sei überzeugt: es ist mir in jenen Augenblicken nicht frivol zu Mute gewesen, sondern viel eher schaurig und jedenfalls schicksalhaft. Ein Schicksal vollzog sich ja auch. Es hat wenig Sinn gehabt, daß ich nach dieser Stunde jemals wieder ein Weib umarmte.

Viele Jahre ist das her. Sie kann heute nicht mehr die gleiche sein, die sie damals gewesen ist; ich denke das, ich weiß das – mit dem Verstand. Aber ich glaube es nicht. So nah, so schmerzhaft gegenwärtig ist sie mir noch heute, daß mir scheint, auch Du, ach, jeder müsse sie kennen. Spürst Du nicht, so armselig wenig ich auch gesagt habe, den Duft um ihre junge Person, den reinen und versehrenden Hauch? Weißt Du nicht jetzt schon alles von ihr? Welcher Bildhauer war es denn, der die Hand einer griechischen Bildsäule fand und aus ihr die Göttin ergänzte? So notwendig und deutlich erschien ihm das Ganze im Teilchen.

Sie war hell, mit einer weißen Haut, in der tiefere Töne dämmerten, ja bräunlich goldene von einer entzückenden Gesundheit. Tiefere Schatten ruhten auch in ihrem Haar, altgoldene Schatten in den Tälern dieser blonden Wellen, die kinderhaft sorglos aufgesteckt waren, im Vertrauen, es werde schon hübsch und recht sein. Ihre dunkelgrauen Augen waren weit hingelagert über das geliebte Gesicht, mit einer etwas zu breiten Fläche zwischen ihnen, einem ernsthaften freien Raum unter ihrer mutigen Stirn. Die Nase kennst Du: eine feste, gerade, kleine Nase mit ein wenig geschweiften Nüstern, wie soll sie anders gewesen sein. Und Du denkst Dir wohl auch, daß ihr Mund kein Mündchen gewesen ist. Welcher geistverlassene, sinnenverlassene Tor hat wohl zuerst an einer Frau das winzige Rosenmündchen gerühmt! Nein, die Verheißung und das Glück wohnen nicht auf den Lippen der Niedlichen. Die Geliebte meines Lebens aber hat den Frauenmund der Verheißung und des Glücks.

Hast Du mir nicht, Alexander, vor einiger Zeit einmal den Fall des musterhaften jungen Beamten erzählt, ich glaube es war ein Feldmesser oder dergleichen, der an einem heißen Tag über Land geht und irgendwo ein junges Mädchen überfällt, das im Korn arbeitet, sie, die sich ihm vielleicht auf eine Bitte ganz leicht ergeben hätte, und der so in einem Augenblick seine Laufbahn und sein Leben vernichtet? Nachher weiß er selbst nicht, was mit ihm geschehen ist. Nun, während Du mir das erzähltest, sah ich mich selbst immerfort auf jener Polsterbank des österreichischen Eilzuges, und ich begriff den armen jungen Menschen. Auch mir waren, wie man so seltsam zu sagen pflegt, die Sinne vergangen.

Ob ich mich wirklich, wie es meinem Gedächtnis jetzt scheint, mit beiden Händen in die Polster geklammert und festgehalten habe, ich weiß es nicht. Jedenfalls blieb ich sitzen wie ein verständiger Herr auf der Reise und blickte sie nur so viel an, als schicklich ist, und schaute hie und da zum Fenster hinaus und öfters auch nach der anderen Seite, dorthin, wo ihr Mann saß.

Um Gotteswillen, wirst Du denken, nun beschreibt er mir mit seiner gräßlichen Ausführlichkeit auch noch den Mann! Einen Satz, Alexander, einen einzigen, höchstens zwei. Er war vierzig, vielleicht fünfundvierzig, so alt also, wie ich jetzt bin, aber er kam mir viel älter vor, ziemlich hager, kurzsichtig, von nicht dummem aber etwas dünnkelhaftem Ausdruck, mit neutralster Korrektheit gekleidet, nicht antipathisch. Ich glaubte beim ersten Blick zu wissen, daß er ein Beamter sei, ein Richter vielleicht. Wir fuhren so zwei oder drei Stunden zusammen. Drei Stunden lang saß ich in der Atemnähe meines Glückes und wußte es. Mit jedem Tropfen Blut, mit jedem Strang meines Hirns wußte ich, daß dies einmalig sei, daß dies nicht wiederkehren könne, nie. Es ereignete sich nichts, beinahe nichts. Aber hätte sie auch kein Wort gesprochen, schon das unmerkliche Geräusch ihrer Atemzüge hätte sie mir näher und näher

gebracht. Jedoch sie sprach, natürlich. Ihre Stimme war klingend und doch gedeckt, ein warmer Alt mit Sehnsucht erweckendem Nachhall. Und ihr Lachen, ein warmes Jungmädchenlachen, so freundlich, so gewillt, es dem andern zuzugeben: ja du bist lustig, deine Scherze sind gut, so etwas brächte ich kleine Frau nie zustande.

Und dabei schien mir zu solcher Ergebenheit kein Anlaß zu sein. Was der Gatte vorbrachte, war niemals unverständlich, aber es war ganz ohne Farbe, ein bißchen lehrhaft, ein bißchen von oben herunter, so wie ein Mann der ernstesten Berufspflicht in Erholungsstunden mit einem harmlosen Wesen sich unterhält. Er faltete auch bald seine Tagesblätter auseinander, und sie nahm aus dem Netz ihr Buch, einen starken Band in einer Schutzhülle aus dunkelgrünem Leder. Alles entzückte mich, ja ergriff mich über jedes vernünftige Maß hinaus: diese milde starke Farbe, dies Dunkelgrün, das sie zu bevorzugen schien, dann die ungemein exakte, saubere Art, mit der perlmutterschimmernde Knöpfe ihr die Ärmel knapp ums Handgelenk schlossen, die zarte Behutsamkeit, mit der ihre Hand das Buch aufblätterte, und dann diese Hände selbst, die ich nun erst recht sah: gar nicht sehr kleine, aber völlig rein geformte, gestreckte Hände, hellrosaleuchtend mit ovalen, opalenen Nägeln. Und schließlich sah ich auch, was für ein Buch sie las. Auf Reisen, wenn die Menschen fünf, zehn und mehr Stunden auf sich zurückgewiesen sind, da kann man sie lesen sehen. Hat jemals einer das Werk eines Geistes in den Fingern? Nein, der Gummifabrikant liest Gummi zwischen Stettin und Magdeburg: Kriminalgummi, erotischen Gummi, Schollengeruchsgummi. Ja – einmal auf der Überfahrt nach England sah ich einen jungen, schönen, entschlossen aussehenden Menschen mit einem Band aus biegsamer Leinwand. Er las Schopenhauers Schrift über die Freiheit des Willens, und war denn auch ein Führer der englischen Arbeiter, einer der wahrsten, großartigsten, gerechtesten Menschen, die heute leben. Und einmal in

einem Wirtshaus im Schwarzwald, das ist wahr, saß mir in der Gaststube unter dem Petroleumlicht eine alte Frau gegenüber und las „Väter und Söhne“. Ich blieb zehn Tage an dem tanenumgebenen Orte und weiß noch beinahe jeden Satz, den die alte Frau in unseren Unterhaltungen gesprochen hat. Von dieser Art war sie. Mir ist doch immer, als gebe es auf dieser Kugel nur ein paar hundert Menschen, die wirklich Dichtungen lesen können, von den Dichtern selber abgesehen natürlich, die einander kennen, wie ein Bankier in Amsterdam über einen in Mailand Bescheid weiß. Das Buch, das meine Geliebte in ihren hellen Händen hielt, war das seitdem hochberühmt gewordene Werk eines deutschen Erzählers. Damals war es neu. Ich erkannte den Band, als von einem seiner Deckel die weiche Hülle abglitt und das Bild sichtbar wurde: zwei alte und altmodisch gekleidete Leutchen, die eine alte Gasse hinuntergehen. Ein wirksames Bildchen ist das vielleicht, aber schwerlich ganz würdig; allzu behaglich ist das gefühlt, allzu flach optimistisch vor diesem großartigen Verfallswerk. Ich kannte es schon damals gut, das Buch, und vermochte leicht zu erkennen, welche Kapitel meine Geliebte eben durchschritt. Sie war fast schon zu Ende, sie hielt schon dort, wo der Erbe des versinkenden Hauses, der mit Seele überfrachtete, todgezeichnete Knabe sich ins Leben zu tasten versucht. Ich sah die Lippen ihres reifen und frischen Mundes sich wie klagend ein wenig öffnen vor der kranken Hoheit, ich sah auf ihrer mutigen Stirn den Schatten dieses Schicksals. Und mein geheimes Mitwissen, mein Mitleben, von dem sie nichts ahnte, war berauschend wie eine Vereinigung.

Lächle nur, – freilich, Alexander, ich fange an zu zweifeln, ob Du dies alles lesen wirst, aber wenn Du es liest, so lächle, daß mir die Wahl eines Reisebuchs so viel bedeuten konnte. Nur bedenke auch, daß dies Buch, gerade dies, wie wenig andere die köstliche Mischung hat, die mir über alles geht: Vernunft und Beschwingtheit. So mußte sie selber auch sein. So

war sie. Manchmal unterbrach sie ihr Lesen und schaute durchs Fenster hinaus in die bergige Landschaft, die schon tiefere Farben anzunehmen begann. Sie blickte in ein waldiges Tal und rief es an, halb zu ihrem Gatten gewendet, mit drei Worten oder fünf, sie sah ein paar Schafe irgendwo weiden und einen schwarzen Hund dabei, aber keinen Hüter, und sie sprach das aus mit Worten, so einfach, daß ein Kind sie hätte gebrauchen können, nur gefühlter, nur wissender, nur liebender, oder sie zeigte auf ein Schloß oder ein Klösterchen, das irgendwo im Grünen hing – und wenn sie da sagte ‚das schöne Kloster!‘ so wuchs eine unmäßige, kranke Sehnsucht in mir empor, sie fortzunehmen und über Schluchten und Fluten zu führen und ihr die unaustrinkbare Schönheit des Planeten zu weisen und alles in vertiefter Herrlichkeit von ihr widerstrahlen zu lassen: Rom und Griechenland und den Nil und alle smaragdnen Bergwiesen im Frühlicht.

Mein Herz schlug so rasend im scheinbaren Frieden dieser Fahrt, meine Augen waren oftmals blind wie von Tränen, und wenn sie wieder ihre jungen Weibeslippen auftrat, um das Nächste, das Einfachste, das Schönste zu sagen, so hätte ich am liebsten nach meinem Halse gefaßt, um ein Schluchzen zu ersticken. Die Liebe war über mich hergefallen wie ein Raubvogel, ich war betäubt vom Rauschen und Brausen ihrer Flügel, ihre Fänge hielten mich, und willenlos, überwältigt, eine Beute, schwebte ich mit. Nein, Alexander, ich fürchte nun, Du wirst diesen Brief nicht lesen. Er ist ja auch kein Brief mehr. Ich glaube, Du wirst bei Gelegenheit einen anderen bekommen, der von vielerlei Dingen handelt, und mittendrin werden ein paar tonlose Sätze stehen, die auch völlig genug sagen. „Es ist nett und freundlich von Dir,“ so etwa, „was Du mir über das Fräulein von Römhild sagst, aber ich bin wohl schon ein bißchen zu alt und nicht mehr der Rechte für sie. Meinst Du nicht selbst?“ Und nun kann ich ja ebensogut noch ein bißchen so vor mich hinschreiben. Es ist schon recht spät in der Nacht, ich

klingle dem Hermann: er soll mir noch einen Tee hereinstellen und dann zu Bett gehen, und die beiden Hunde will ich noch zudecken, den Airedale und den kleinen Fox, denn sonst schlafen sie nicht. So. –

Beschwingtheit und Vernunft, bezaubernde Mischung! Der Zug hielt an einer Station. Sie stand auf, reckte sich ein wenig und trat ans Fenster, wobei sie mir nahe kam. Ihr betörender Hauch von Frische und Frauentum wehte mich an, ihr sehrender Hauch von reifer Jugend. Oh!

„Sieh einmal, Ferdinand,“ sagte sie, ohne sich umzuwenden, „was das hier für törichte Leute sind. Da haben sie diesen herrlichen See, an seinem Kopfende liegt der Ort, und nun bauen sie ihren häßlichen Bahnhof hart aus Ufer und verderben alles.“

„Das wird seine Gründe gehabt haben,“ sagte der Gatte überlegen und wenig beteiligt. Sie wandte sich ihm zu.

„Kann so etwas Gründe haben? Statt einen Strandweg anzulegen, breit, mit weißem Sand, mit einem Musikhäuschen und schönen Bäumen, statt ihr Hotel hier hinzustellen, so daß die Gäste vom Liegestuhl aus den See und dahinter die Berge gesehen hätten, zum Beispiel heute an so einem Abend, statt dessen bauen sie diesen Bahnhof her aus rotem Backstein. Hätten sie denn nicht ihre Bahn auch anders führen können, um den Ort herum?“

Der Mann, maßvoll erheitert, blickte nach der anderen Seite.

„O ja, das wäre möglich gewesen. Da haben vermutlich Interessen mitgespielt, die man nicht so vom Zugfenster aus beurteilen kann.“

„Ach ja,“ erwiderte sie mit Entrüstung, „es gab natürlich Grundbesitzer hier unten am Wasser, die wollten ihr Land recht teuer an den Staat verkaufen, und einer davon hatte einen Vetter in Wien. Und alle dachten wunders wie klug sie wären. Aber sicherlich waren sie gar nicht klug, auf die Dauer nicht,

ins Große gerechnet nicht. Denn heute hätten sie mehr davon, wenn's anders gekommen wäre.“

„Wohl möglich, Cordula,“ sagte der Mann nachsichtig und suchte mit einem hölzernen Lächeln männlicher Solidarität meine Augen, die ich niederschlug.

„Möglich? Nein, sicher, schließlich sind es ja doch immer arme Narren, die so auf den nächsten handgreiflichen Vorteil losgehen!“

Sie ließ sich nieder, denn der Zug fuhr ab. Sie lächelte ein wenig, vermutlich über sich selbst und ihren Eifer. Da fiel ihr Blick auf mich. Ich hatte in diesem Augenblick mein Gesicht wohl nicht sehr in der Gewalt, es mochte eine deutliche Schrift zeigen. Ihr Ausdruck wurde augenblicks ernsthaft, ja ängstlich, ihre Augen blieben wie in einer erschrockenen Frage in den meinen haften.

Sie hatte mich ja schon mehrmals angeblickt, das ist die Wahrheit. Nicht als ob ich meine, sie hätte etwa sogleich Gefallen an mir gefunden; sie war gewiß nicht die Frau, die, einmal gebunden und verpflichtet, sich vor einem fremden Manesantlitz überhaupt die Frage erlaubte, ob es ihr behage oder nicht. Doch ich glaube, und wer denn nicht mit mir, an die spürbare Ausstrahlung innerer Zustände. Mein Begehren war als flüchtige Glut über sie hingeweht. Doch zu mächtig war nun die Empfindung, die von ihrer lieblich verständigen Rede in mir verstärkt worden war.

Denn in Lichtesschnelle durchraste ich mein Leben, nach vorwärts, nach vorwärts. Die Wogenkämme des Verlangens lagen durchschwommen schon hinter mir, nur das Bewußtsein blieb, welch ein Wesen wir vereinigt hätten bilden können, sie und ich, zu welcher Erfüllung alles uns Möglichen wir einander hinausgetragen hätten, zu wieviel Einsicht, zu wieviel Erbarmen, zu welcher Leistung, zu wieviel wohltätiger Wirkung.

Dies sog und zog an ihr, diese Ahnung, diese Gewißheit hohen gemeinsamen Lebens. Nun blieb sie in meinen Augen haf-

ten, nun begann von Blick zu Blick ein stummes, atemnehmendes, sich steigerndes Umschlingen, nun erkannte sie den werbenden Freund, nun neigte sie sich hin, nun sank sie hin, nun gab sie sich hin, nun gehörte sie mir in den Minuten, den Viertelstunden, die uns blieben.

Angst war erst noch in ihren Blicken, Scheu, Erstaunen, Unglaube. Aber dies erlosch, und Eines nur blieb.

Wir waren allein, kein Gatte reiste mehr mit uns im engen Raum. Es gab keine Provinz und keine Abendstunde, durch die wir fuhren, und keinen Zufall, nur dies Gefühl, das Ewigkeit wollte und Ewigkeit besaß.

Oh, wäre ich doch nur ein wenig älter gewesen, fünf Jahre nur, hätte ich ein wenig mehr von der heilsamen Roheit des Reifgewordenen schon gehabt! Die Menschen sagen oft, alles Schöne komme zu spät im Leben, aber dies kam zu früh.

Denn ich benahm mich ja wie ein Tor, nein, nur wie ein Jüngling, der ich doch nicht mehr war. Jeder Entschluß, jeder Übergriff wäre entschuldbar, wäre legitimiert gewesen, jedes Wort zu ihr, jede Erklärung an den Gatten, der in sicherer Ruhe, ohne Seitenblick und Verdacht, in seiner Ecke verharrte, – irgend etwas hätte geschehen müssen in diesem Zeitraum, von dem ich mit tragischer Klarheit wußte, daß er für mich und auch für sie der entscheidende des Daseins war. Der Eilzug glitt durch den Abend dahin, Dämmerung war ins Coupé gekommen, durchspielt von den roten Reflexen des abschiednehmenden Lichtes, und ich spürte fast körperlich nun die kostbaren Minuten mir aus den Händen fallen. Aber unfähig zum Tun, zur Zerreißung des trennenden Herkommens, zu jung, zu scheu, zu anständig in einem kleinen verwerflichen Sinn, vielleicht auch, doch ich glaube es nicht recht, zu mitleidig gegen den leidenden Dritten, ließ ich das Glück verloren gehen, das nahe, das greifbare, das zu erkämpfende Glück.

Nichts geschah. Einmal stand der Gatte auf, trat hinaus auf den Gang und begann dort auf und ab zu gehen. Dies war der

letzte, der äußerste Moment. Aber es wäre mir nicht möglich gewesen, ein Wort hervorzubringen, auch um den Preis meines Lebens wäre mir das nicht möglich gewesen, – doch was rede ich denn, um diesen Preis ging es ja.

Wartete sie auf mein Wort? Mit einem Mal veränderte sich der Ausdruck ihres geliebten Gesichts, ihr Mund verzog sich zu einem armen klagenden Lächeln, verzichtend hob sie ein wenig die Schultern, und auch ihre Hände hob sie ein wenig vom Schoß und ließ sie in einer kleinen, trüben, rührenden Geste des Verzichts wieder niedersinken. Und alles dies sprach: ja, Lieber, Lieber, da ist nichts zu tun.

Oh, es wäre wohl etwas zu tun gewesen. Aber ich war zu jung. Der Gatte trat herein. „Wir sind gleich da, Cordula,“ sagte er leichthin und nahm nicht wieder Platz, „keine fünf Minuten mehr.“

Und er begann die kleinen Gepäckstücke aus dem Netz zu heben, er half ihr in das Mäntelchen; vor dem eingelassenen Spiegel, der schon fast dunkel war, setzte sie sich den Hut auf. Der Zug hielt.

Er hielt nur einen Augenblick. Ich hatte ihr nicht einmal über den Perron hin nachgesehen. Langsam ging es weiter, eine Berghalde hinauf, ich sehe sie noch vor mir die unbeträchtliche Halde, den Hang, der mit kleinen Tannen bestanden war, neu-gepflanzten jungen Tannen, die schwarz dastanden im Abend.

Verloren fuhr ich weiter im Finstern. Niemand kam, um das Licht anzuzünden, und mir war es recht so. Ich vermochte nichts zu denken, als daß sie nun irgendwo dort hinten über dunklen Meilen fort ein erleuchtetes Zimmer mit der Holdseligkeit ihrer Gegenwart erfüllte. Ich sagte ihren Namen vor mich hin, flüsternd und laut: Cordula, Cordula, und wußte, daß dieser Dreiklang der vollen Vokale mir noch als Greis tiefer tönen würde als aller Harfenklang aller Dichter. Cordula, Cordula – aller Zauber der Erde lebte darin und alle Lust der Erde in dem leichten Duft, dem schwachen Nachhauch ihrer Atmo-

sphäre, der im Raume geblieben war. Vielleicht auch war er längst nicht mehr da, vielleicht war er nur in meiner eigenen Brust, in der ein verändertes Herz schlug. Und mit einem Mal, ganz ohne Übergang, irgendwann, sank ich in einen Schlaf, in einen Steinschlaf ohne Traumgesicht, und schlief, wie man nach langer, furchtbarer Mühsal und Körperqual schläft, ausgelöscht, totengleich.

Ich schlief noch in Wien. Ein Beamter weckte mich. Der Zug stand in der erleuchteten Halle. Ich taumelte auf, sammelte mich und stand draußen wie Kaspar Hauser, den man aus seiner Höhle nimmt. Es war, als sei meine Lebenskraft versiegt, der Gedanke, ein Hotel aufzusuchen, in der Stille zu speisen, in einem fremden Zimmer allein zu sein, war mir unerträglich. Ich kaufte mir Brot und Obst, versorgte mein Gepäck und trat in den Wartsaal der dritten Klasse.

Qualm und lautes Durcheinander herrschte in dem riesigen Raum, in abenteuerlichen Bündeln zusammengekauert lagen und hockten und saßen die Menschen umher auf den langen Bänken, ein Völkergemisch aus böhmischer, slawonischer, lateinischer Ferne. Ich suchte mir einen Sitz, hüllte mich ein und schickte mich an, die Nacht so zu verbringen, in der dumpf tröstenden Nähe unbekannter Menschen, im Dunst und Geräusch dieser animalischen Lebendigkeit, die unberührt von der seltsamen Qual meines Innern ihrem neuen Tag entgegenwachte und entgegendämmerte.

Scharfe Bisse zernagten mein Herz. Wie hatte ich in dieser Gewißheit, an der wichtigsten Wegscheide zu stehen, so lahm, so unsinnig alles verscherzen können? Aber ach, ich fühlte, daß ich aller Reue zum Trotz auch jetzt nicht anders gehandelt haben würde als wenige Stunden zuvor. Das Menschenherz hat seine Gesetze wie der Stein, der fällt, wie das Blatt, das keimt. Und meines war noch zu jung. Ich wußte nicht einmal den Namen der kleinen Bergstation, an der die Geliebte den Zug verlassen hatte, ich wußte nicht, wo sie nun war, nicht, wo sie

jemals sein konnte, nichts. Ein Weh, wie ich es nie gefühlt hatte, auch nicht beim Leiden und Tod meiner Nächsten, stach mir durch die Seele, eine Verachtung meiner selbst fraß sich ein, ein unnennbarer Ekel vor allem Dasein, das mich erwartete, füllte mir den Mund mit Galle.

Es war schon spät in der Nacht, da kam durch den Saal eine ältere Frau, bäurisch und für mich fremdartig gekleidet, mit einem Tuch über beiden Augen. Ein halbwüchsiges braunes Mädchen in ähnlicher Tracht hielt ihren Arm und führte sie. In meiner Nähe nahmen die beiden Platz; wir mußten uns zusammendrängen auf der dichtgefüllten Bank. Die Frau lehnte ihr Haupt hoch gegen die Wand, das blicklose Gesicht steil nach oben gewendet, wahrscheinlich tat ihr diese Stellung wohl. Ich hörte sie von Zeit zu Zeit leise stöhnen und hörte auch unverständliche Worte, die sie mit ihrer Tochter tauschte. Es war leicht zu denken, daß sie hier in der Hauptstadt am Auge operiert worden war und nun, gebessert oder nicht, am Morgen heimfahren wollte.

Mir tat das fremde Leid bitter, bitter weh, so als sei ihm durch meine eigene offene Wunde der Weg in mein Inneres leichter. Aber zugleich war auch eine Erlösung in diesem Mitgefühl. Ich stand auf, bat zwei der andern Halbschlafenden, ein wenig nachzurücken, und trat zu den Frauen. Die Mutter verstand kein deutsches Wort, die Tochter kaum eines, doch war ja, was ich vorhatte, nicht schwer zu begreifen. So betteten wir die Frau auf die leer gewordene Stelle, mein Plaid gab ich ihr als Kissen und deckte sie mit meinem Mantel zu. Dann stand ich erst eine Weile herum im Saal, fand aber schließlich doch eine Ecke. Auf diesem Stückchen Holz hockend schlief ich bald ein, es war ein von luftigen Gesichtern bewegter, milderer Schlaf als zuvor im Zuge.

Einmal nur wachte ich auf und sah im trüben Licht die kleine Braune dicht vor mir. Sie lächelte mich an, nahm dann mit ihrer harten kleinen Hand eine von den meinen und blieb so,

ohne zu reden, eine Weile bei mir stehen. Als ich später zum zweiten Mal erwachte, war es Morgen, Mantel und Plaid lagen sauber zusammengefaltet auf meinen Knien, und die beiden Frauen waren schon fort, aus dem Saal verschwunden.

Ich fuhr in einem Wagen durch die Stadt zum andern Bahnhof und reiste nach Deutschland.

Ich arbeitete und kam vorwärts und mußte auch einmal zurück, und ich sprach und trank mit den Freunden und war krank und genas und vergnügte mich am bunt sich wandelnden Jahr, und manche Frauen schliefen in meinem Arm, und ich wurde fester und klarer und kälter. Und ich habe mir zugeschworen, daß mich das Herrliche, Große nicht mehr scheu und gelähmt finden soll, wenn es noch einmal, mit der Gewißheit der Dauer und des Glücks, in meine Bahn tritt. Daß ich es mit Manneshänden ergreifen und fassen werde und halten und verteidigen. Und heute würde ich den Schwur auch zu erfüllen wissen. Aber es kommt nichts mehr.

## **La Buena Sombra**

„Mit solchen Kerlen wie ich wird der Krieg tüchtig aufräumen, das kann ich dir sagen, und, ohne Größenwahn zu haben, glaube ich sogar, daß darin einer von seinen Zwecken besteht. Mit aller Bummelei wird aufgeräumt, mit aller Nichtsnutzigkeit, nicht bloß bei den Einzelnen natürlich, sondern unter den Nationen. Strenger wird's auf der Erde, weniger komfortabel, weniger hübsch wahrscheinlich. Aber es soll eben gar nicht hübsch sein, unser Leben, offenbar sind andere Absichten vorhanden, tiefere. Mich braucht es jedenfalls nicht zu kümmern, wie es nachher aussehen wird, ich erlebe es doch nicht. Weißt du noch: der kleine Oswald? Morgen hat's mich, sagte er am Abend vorher. Nun, und mir sticht auch schon ein hübscher Schwefelgeruch in die Nase. Aber das kann man ja abwarten.“

Hildebrand nahm seinen Tschapka herunter und legte sich mit dem Kopf auf das flache Dach. So ein Tschapka ist wirklich unter Umständen kein schlechtes Kissen. Im Dorfe, das von den Russen zum Teil verbrannt worden war, gab es keine Quartiere für uns Ulanen. Aber es war ja Frühsommer, ein schöner Abend, ohne Mond zwar, aber von den Sternen ein wenig hell. Wir beide lagen ein Stückchen von der Eskadron entfernt, auf etwas hergeschafftem Stroh, an einem kleinen Wasserlauf. Hildebrands neue Tressen blitzten silbern zu mir her. Ich hatte mir die meinen lange schon schwärzen lassen, aber er wollte das nicht.

Hildebrand war an diesem Abend gesprächiger als sonst. Vielleicht war auch ich weniger müde und besonders aufmerksam. Oder ist meine Erinnerung darum so klar und vollständig geblieben, weil ich später wußte, daß dies sein letzter Abend gewesen war?

Eine hübsche dunkle Stimme hatte Hildebrand, man mußte ihm gerne zuhören. Manchmal lachte er selber ein bißchen bei einer Erinnerung, oder er unterbrach sich und schwieg eine Weile. Ich unterbrach ihn kein einziges Mal. Ich lag ganz bequem auf meinem Stroh, hie und da öffnete ich die Augen und blickte zu den Sternen hinauf, die so hell am Himmel standen, und dachte, was für verschiedenartige Geschöpfe doch unter diesem hohen Himmel miteinander wohnen. Wenn ich so an mein ruhiges Leben denke, an mein Kontor, an meine bescheidenen Aussichten und an Helene, die so getreulich auf mich wartet ...

„Während meiner Herfahrt von drüben,“ sagte Hildebrand, „lag ich auch abends manchmal auf dem Verdeck, wie wir jetzt liegen, und sah so in die Höhe. Und da mußte ich mich wahrhaftig fragen, warum ich unter solchen Schwierigkeiten durchaus nach Deutschland zurückwollte, nur um mit in diesen Krieg zu ziehen. Die Gefühle im menschlichen Herzen sind etwas Sonderbares. Es war natürlich Liebe, was mich trieb, einfach

Liebe, wie bei euch anderen auch. Aber was liebte ich denn, was wollte ich denn beschützen helfen? Die Menschen hier? Aber die haben eigentlich nie etwas von mir wissen wollen, gewiß mit vollem Recht. Und mir selber ist es auch niemals sehr behaglich unter ihnen gewesen, gerade weil sie so ernst und sachlich sind. Das Land? Die Wiesen und der Wald in Deutschland sind freilich schöner als irgend etwas in der Welt, aber Heimweh habe ich doch eigentlich nicht danach gehabt. Und zudem, ... ist es möglich, daß jemand für Gras und Blätter kämpfen will? Es wäre ja auch alles noch ebenso grün und ebenso schön, wenn wir besiegt würden. Die Sprache? Vielleicht; gewußt habe ich es jedenfalls nicht und habe drüben geradeso gern Spanisch gesprochen; das ist auch eine wunderbare Sprache, fast so stark und würdig wie Latein und wieder ganz merkwürdig zart. Oder die Lebensgewohnheiten in Deutschland? Ach, ganz gewiß nicht. Es war eben Liebe, Liebe und Angst. Genauer weiß ich selber nicht. Komisch.

Weißt du, was ich in Buenos-Ayres zuletzt gewesen bin? Ich habe gesagt, ich sei bei einer Bank gewesen. Nun, das war eine saubere Bank. Ich war etwas in einem Tingeltangel, der sogenannte Conferencier, länger als ein Jahr schon. „LA BUENA SOMBRA“ hieß das Institut, aber spanische und südamerikanische Kräfte traten wenig auf in diesem Schatten: mehr Französinen und auch englische Girls und dann Griechinnen und dergleichen. Das ging dort so den ganzen Abend fort, ohne Pause, eine nach der anderen kam heraus und sang in die Orchestermusik hinein ihr Liedchen ... und husch wieder weg. Wem eine Produktion zu kurz war, der konnte sie sich ja privatim wiederholen lassen, in den Zimmern, die um die Galerie im Kreise herumlagen, mit Vorhängen und dünnen Wänden. Ich aber hatte vor jeder Programmnummer aus der Kulisse zu treten und zur Einführung ein paar Worte zu sagen. Nur drei oder vier Sätze zur Charakteristik. Besonders dezent brauchten sie nicht zu sein, meine Sätze, das wünschte weder die Direktion

noch die Damen selbst, aber ganz plump und banal durften sie auch nicht sein. Nun denke mal, mein Lieber, für diese Tätigkeit bekam ich achtzig Pesetas jeden Abend; soviel kriegt nicht einmal unser Divisionär, glaube ich. Alle waren auch zufrieden mit mir, denn ich wußte wirklich über jede der Damen etwas vorzubringen. Nicht etwa aus besonderem Talent, das mußt du nicht glauben, nur einfach, weil ich sie alle miteinander so gern hatte. Les grandes pensées viennent du coeur ... Na, grandes waren meine freilich nicht.

Dafür, siehst du, hat man in Deutschland keinen Sinn, für das Weib im Ganzen, für den Reiz des Weibes als Weib. Man kann lieben, sehr von Herzen lieben und treu sein und Opfer bringen, aber das Weib, die Weiber als allgegenwärtige Macht, als Schicksal en masse, das existiert nicht. Und darum, weil dies fehlt, samt einer gewissen Art von Eitelkeit und Unernst und Unsachlichkeit, die damit verbunden sind, – darum zum guten Teil ist unser Land so stark, darum gewinnt es den Krieg. Das ist mir so klar, so klar ...

Völker und Menschen kommen in der gleichen Weise auf die sogenannte schiefe Bahn, auf die lustige schiefe Bahn. Sieh einmal mich ... Ich habe wahrhaftig niemals richtig arbeiten mögen, ich konnte einfach nicht. Aber warum? Aus purer Faulheit? Ich weiß gewiß, daß es das nicht war. Sondern ich konnte einfach den Gedanken nicht ertragen, daß ich da in einem Hörsaal oder einem Bureau oder einer Amtsstube säße, stunden- und stundenlang, und draußen wäre schönes Wetter und Leben, und die süßesten Frauenzimmer gingen mit ihren Blüschchen und Pelzchen und Hütchen spazieren und warteten auf mich, ohne es selber zu wissen, und ich wäre nicht da. Sag einmal, verstehst du so etwas? Sicherlich nicht. Und das ist auch ganz ausgezeichnet für dich, daß du das nicht verstehst und für eine Narrheit hältst. Und darum, weil in diesem wunderbaren Heer alle so denken wie du, alle oder doch fast alle, mit Ausnahme von ein paar hundert Kuriositäten, die nicht ins

Gewicht fallen, darum, ja darum siegt Deutschland in diesem Krieg ...

Ja, ja, ich habe schon dumme Sachen gemacht in meinem Leben, blödsinnige Sachen, es hatte schon seinen guten Grund, seinen ausgezeichneten Grund, daß ich aus meinem Elternhaus und schließlich aus Europa hinausflog. Aber es ist ja nun bald vorüber für mich, dieses Leben, und da muß ich sagen: es war schon herrlich. Was war das für eine Prachtszeit damals, als ich im Regimente diente! Sogar die ersten Wochen mit den Stallwachen waren schön. Na, ich war eben neunzehn Jahre, und da begreift es sich. Aber mich konnte damals so ein glänzender, warmer, lebendiger, brauner Gaulshals ganz in Entzücken versetzen. Wie hätte ich mich in jener Zeit über die Tressen gefreut, wenn sie gekommen wären, statt jetzt im Krieg nach so viel Jahren. Aber du kannst dir schon denken, warum sie nicht kamen: Civiltragen, ein Tag Arrest. Der Arrest war mir einerlei, ich hatte genug zu denken in diesen vierundzwanzig Stunden ... an die Frau, zu der ich in dem Civil gegangen war.

Ach, und nachher diese sogenannten Studienjahre, Freiburg und Bonn und Jena, Ritte im Wald und rote Morgen über einem Flußtal, und Abende in Gärten, und Frauen, die ersten wirklichen Frauen ... Und dann, als ich ein bißchen etwas erbe, von weither, ganz unerwartet, und die sogenannte Studiererei sein ließ! Monate in Rom und drei Wochen in Genua und ein Sommer in Schweden, und was noch alles! Und Frauen überall, neue, entzückende, unfafßbar liebenswerte Geschöpfe, in jedem Hotel, in jedem Bahncoupé, auf allen Promenaden. Hundert Hände, braune und weiße, keine der andern gleich in Gestalt und Druck, und hundert Stimmen, dunkle und singende, volle und reizend schwache, und alle anders, alle anders. Und süßer Duft aus hundertfältigem Haar.

Es ging mir bald gar nicht mehr glänzend, das kannst du dir denken. Von daheim durfte ich nichts mehr erwarten, und das war auch wirklich nur in der Ordnung, ganz und gar. Ziemlich

lange einmal habe ich damals in Berlin gewohnt, in einer häßlichen Straße irgendwo im Nordosten, wo man so verschollen ist für die Welt, als säße man im Feuerland. Acht Mark im Monat bezahlte ich für meine Kammer und sah durchs Fenster nichts als eine Brandmauer und aß auch dementsprechend und verkehrte in Tanzlokalen, wo die Tour zwei Pfennig kostet. Aber auch damals war es schön und merkwürdig, und oft konnte ich vor lebendiger Neugier nicht einschlafen auf meinem Schlafsofa ... Und dann war ich auch einmal Steward auf einem Dampfer und Kellner in einem ägyptischen Hotel, und in Brüssel war ich der Mensch mit dem Sprachrohr auf einem Cookschen Touristenwagen. Und auch außerdem war ich noch Verschiedenes und kam in allerlei Kostümen und Livreen daher, schäbig oder elegant, und war jung und durfte atmen und blieb im Grunde überall frei, und überall gab es Mädchen und Frauen, das ist nicht zu vergessen ...

Und wenn einmal ein Stück Geld kam, so oder so, dann ließ ich mein sogenanntes Metier gewöhnlich im Stich und ließ mir einen schönen neuen blauen Anzug machen (den Frack hatte ich ja) und zog ins Hotel und war ein Herr ... aber nicht sehr lange. Manchmal fing ich es auch vernünftiger an in solchen Fällen und lief nicht zum Schneider, sondern kündigte nur und ging nun abends in die Theater, auf Galerieplätze, und am Tag in die Bibliothek oder saß mit den entliehenen Büchern in öffentlichen Parks herum, wenn möglich an einem Wasser, denn Wasser ist etwas so Wunderschönes. Aber wahrscheinlich kam dann auf einmal mit einem kleinen Buben an der Hand eine junge, schlanke, traurige Gouvernante zwischen den Bäumen hervor ...

Schön war es, schön, in guten und in armen Zeiten. Oh Leben, mußte ich immer denken, oh Jugend, oh junge junge Frauen! Und weil es mir so gut ging, wurde ich selber auch gut ... oder wenigstens schien es mir manchmal so. Jetzt freilich, in diesen unerbittlichen Tagen, sieht sich das alles anders an, und

auch die vermeintlichen besseren Seiten kommen mir vor wie lauter dummes Zeug ... Auf einmal ist es die natürlichste Sache von der Welt und eine ziemlich verächtliche noch dazu, daß Bummelanten und Lumpen gutmütig und sentimental sein können.

Aber gar zu arg will ich mich auch wieder nicht machen. Nein, soviel ist wahr: ich habe den Menschen niemals geflissentlich wehe getan. Mein Vater freilich ... Meine Mutter habe ich lange nicht mehr. Aber freilich, mein Vater, das ist so ein Kapitel, ja ...

Aber was ich nun wirklich nie begriffen habe, sieh einmal, das sind Männer, die ihren Frauen, ihren Geliebten, wehe tun können. Und das ist so häufig, glaube nur, das ist die Regel. Gar nicht so selten habe ich, sogar in dienender Stellung, mit Streicheln und Trösten die Bosheiten gutmachen müssen, die den armen zarten Wesen zugefügt worden waren. Ach, weißt du, man muß so höflich sein, so freundlich gegen diese armen süßen Geschöpfe, man muß ihnen immer und immer wieder sagen, daß sie bezaubernd sind, jede von ihnen, jede einzelne der Sinn der Welt. Denn nur wenn sie das glauben, einen Augenblick wenigstens glauben, nur dann atmen sie frei, ... wenn wir sie für einen Augenblick vergessen machen, daß sie vielleicht nicht mehr ganz jung sind, daß es so etwas gibt wie Welkwerden und Altern, und daß nach ein paar Jahren ihr Sinn im Dasein eigentlich schon erloschen sein wird. Wenigstens ... wenigstens bei denen, die nicht glückliche Mütter sind oder sonst durch ihr großes Herz Geltung behalten, vielleicht in einer Kunst, auf der Bühne vielleicht ... Aber wenn sie noch schön sind und reizvoll, oder es doch manchmal noch sind, oder es doch waren, oder wenn sie sich zum mindesten einreden können, daß sie es sind oder waren, dann ist ja alles gar nicht so schlimm, nicht wahr? Aber die Häßlichen, die hoffnungslos Häßlichen ...

Und sieh, an diesem Punkt glaubte ich immer meine Schuld ein wenig bezahlen zu können. Hier wollte ich mich dankbar erweisen für das Leben, das mir so schön vorkam. Hier Freundliches zu tun, – ich dachte wirklich, das sei etwas. Und wenn es mir einmal so recht gut und dankbar zu Mute war, dann ging ich an einem Samstagabend oder einem Sonntagnachmittag zu irgend einem Tanz und sah mich da ein bißchen um und suchte mir die Mädchen heraus, die mißmutig allein saßen, von denen niemand etwas wollte, und die engagierte ich und tanzte mit ihnen und sagte freundliche, respektvolle Sachen und blieb nachher noch eine Weile bei ihnen sitzen und seufzte ein bißchen, wenn ich wegging. Und nun, du kannst es dir schon vorstellen, waren sie auf einmal ganz andere Wesen geworden: sie gehörten auch mit dazu und kamen sich nicht mehr ausgestoßen vor, sie waren auch wirklich hübscher geworden in der halben Stunde, hatten hellere Augen und bewegten sich freier und lachten besser, mit einer schöneren Stimme, und oft sah ich sie nachher von einem Arm in den andern gehen, und wenn sie an mir vorüberkamen, so taten sie gar nicht mehr, als seien sie mit mir bekannt. Und dann war ich natürlich besonders zufrieden, denn das ist das beste Zeichen.

Aber allerdings waren auch solche darunter, aus denen keine Freundlichkeit, keine Huldigung etwas Hübsches machen konnte, und denen es auch nachher noch ebenso an Beachtung fehlte. Aber die konnten doch wenigstens eine Weile davon zehren, daß sie an jenem Nachmittag jemand, wenn es auch nur Einer gewesen war, so angenehm gefunden hatte. Und du kannst dir denken, daß sie in ihrem Herzen dem Einen recht gaben gegen alle übrigen, daß sie alle übrigen für blind hielten. Denn so ist ja das menschliche Herz eingerichtet, Gott sei Dank!

Oder manchmal ging ich auch einfach in den Straßen spazieren, ohne Ziel und allein und redete nur so ein bißchen vor mich hin. Das heißt, ich fing an zu reden, wenn gerade Frauen

und Mädchen vorüberkamen, die weder sehr hübsch noch sehr elegant waren, die unbeachtet, verlassen, vergessen aussahen, und die vor Unlust und Mißmut schon gar nicht mehr die Füßchen heben mochten. Dann blickte ich auf und lächelte, aber ganz schüchtern, nicht etwa keck, und drückte mich zur Seite und schaute mich halb um und murmelte etwas. Es war ziemlich immer das Gleiche, was ich sagte, wenn auch in verschiedenen Sprachen. Oh, sagte ich leise, wie lieb, wie entzückend! oder: How awfully nice! oder: Quels jolis yeux! oder: Como bonita, como bonita! Das trieb ich manchmal ganze Tage lang, denn Zeit war ja meistens vorhanden.

Aber wenn auch nicht, selbst als Angestellter hat man ja die Möglichkeit, sich hie und da ein wenig zu betätigen. Als Steward kann man zum Beispiel gerade den Damen heimlich Blumen vor den Teller stellen, die auf Deck immer allein bleiben in ihren Stühlen, ganz allein mit ihrem Tauchnitzband mitten in dem allgemeinen Flirt. Und mehr dergleichen ...

Wie sonderbar mir das nun alles vorkommt, lächerlich eigentlich. Als ob so etwas eine Rechtfertigung sein könnte! Wenn ich daran denke, wie stolz mich noch vor ein paar Monaten da drüben in unserem Varieté ein gewisser Ausspruch machen konnte ... Es war da eine kleine Sängerin, eine Französin, aus Clermont-Ferrand, glaube ich. Sie hatte gar kein Talent und war mager und spitznäsigt, nur die Augen waren sehr schön, aber das konnte nicht genügen. Nun, die suchte ich auf meine Weise ein bißchen froh zu machen. Und eines Abends nach der Vorstellung, wie wir vor einem Café im Freien beieinander sitzen, legt sie mit einem Mal ihr Eislöffelchen hin und sieht mich mit ihren großen Augen an und sagt: ‚Wie zart Sie zu mir sind, Herr Hildebrand, zu mir und zu der kleinen Ellen Blaker, an der auch nichts dran ist, gerade wie an mir. Eigentlich, Herr Hildebrand, sollten *Sie* so heißen, wie unser ganzes Etablissement heißt: La Buena Sombra ...‘ Was meinst du nur, wie froh ich damals wurde von dem kleinen Wort! Als sei ich nun ein

ganz großartiger Mann, an dem niemand etwas aussetzen dürfe. Und dabei war doch in diesem Fall meine Methode sogar fehlgeschlagen und wurde durchschaut. Was man sich einbilden kann, nicht wahr? Zu sonderbar. La Buena Sombra ...“

Dies waren an jenem Abend die letzten Worte, die ich vernahm. Ich weiß nicht, ob Hildebrand über ihnen einschlieff oder ich. Am andern Tag, auf einer Erkundung, ist er dann also gefallen, und es bleibt schon eigentümlich, daß er genau diesen letzten Abend wählte, um so viel über sich selbst zu erzählen. Gerade das tat er sonst niemals.

Und doch wollte ich eigentlich, ich hätte mehr dergleichen von ihm gehört. Er war ja gewiß kein solider Mensch, dieser Hildebrand, er war sogar ein ganz lebensuntüchtiger Mensch, so viel ist klar, er war niemand, den man sich als Beispiel nehmen könnte. Aber trotzdem ...

## **Der Handkoffer**

He watched her disappearing down the platform, watched her energetic tread which was still young and elastic but no longer elegant—rather homely she looked. She turned round once more to wave to him, with a smile, then he saw her held up for a moment at the barrier before she was lost amongst the crowd on the other side.

He took his seat and before the train drew out of the station spread out his papers on the table before him. He had the carriage to himself. When he looked up from time to time from his work, his eye rested on a dreary Prussian landscape in the grey light of a November afternoon. A pale red glow fast fading behind a low line of hills told of approaching darkness. The train slowed down at a level crossing, and he noticed a shabby little car waiting at the gates, as fantastic a bit of scrap iron as ever adorned an American comedy. This set him thinking of his own car at home. It really was time he sold it and treated

himself to an up-to-date one. In any case, he told himself, he might have looked round the showrooms before now and tried out some of the latest models. But he remembered that his practical, perhaps rather too practical, wife did not consider that they were justified in buying a new car yet. He turned back to his papers.

When he reached his destination it was dark, and there were not enough porters to go round. He kept his brief-case under his arm whilst he watched his trunk and his small suitcase being piled on to an already overloaded trolley and pushed towards the barrier.

The hotel was a good distance from the station. It was theatre time, and all Berlin's millions of people seemed bent on pleasure. The traffic moved at a crawl, and it looked as though every available car had been pressed into service. Of all the women in furs and jewels whom he glimpsed through the windows of the dimly lighted saloon cars, there was not one but appeared beautiful and glamorous.

Once every two months he drove through these evening streets from the station to the hotel. Every detail of the drive was imprinted on his memory, and he knew in advance each time just what his reaction would be. He always had to ask himself, and to-day was no exception, whether it was right that he should spend his remaining years all those dark miles away in a provincial town, whilst life glowed here in such rich colours. A successful business man, at peace with the world, living in a sort of mental torpor, obediently following the path which was marked out for him—thus he saw himself, and he could not help feeling that at forty-five he should not have been content to settle down in a rut like that.

And so he reached the hotel. They knew him there and had his usual room ready for him—a large, quiet, double room. A heavy curtain could be drawn in front of the two beds, trans-

forming it into a sitting-room, where he could work or receive his business friends if he so wished.

He signed the register, his luggage was brought up, and then he was alone. He would have to make an early start the next morning, so he decided to go to bed early. He opened the suitcase and drew back in amazement, for on the top lay a dark green silk garment which did not belong to him. He realized with annoyance that he had been given the wrong suitcase—one misses little articles of personal use when one is no longer so very young. Summing up the position quickly in his mind, he decided that it was not really serious. He had had some money in the lid of his case, but not more than he could afford to lose. All his papers were in his brief-case though as a matter of fact he admitted to himself that he would almost rather have lost his papers than his nail-brush and his slippers and his shaving tackle—and in any case it did not please him to think of all these personal possessions under the gaze of a stranger at this very moment, and of a woman at that, for this case belonged to a woman. A delicate, fastidious perfume emanated from the dark green silk.

He closed the case again, just for curiosity. It really was exactly like his own—the same shiny brown leather, the same size, even the same silver-plated locks. The porter couldn't be blamed. Anyway, he supposed they would be able to rectify the mistake at the station. He would send the case back there immediately, the lady would surely do the same, and all would be well. He had already put out his hand to ring for a porter, but he let it fall to his side again. There was another way. Perhaps he could find her name and address somewhere in the case—her card, or an envelope addressed to her. A faint trace of her perfume still hung in the air. He opened the case again, and at once the perfume was all around him.

He lifted out the dark green silk dressing gown which lay on top, taking care not to disturb its folds. He stood there with the

flimsy thing resting across his outstretched arms, and the daintiest of travelling outfits lay exposed to his gaze.

Truly, he thought, women were of a more delicate breed than men and lived more delicately. He was ashamed to think of the contents of his own suitcase, which was probably being opened at this moment in another hotel room. She would be shocked, even perhaps a little disgusted. He could imagine her drawing back. There was nothing wrong with his things, of course, they were quite good, but mostly old and used and very ordinary and practical. On top, he hated the thought, lay his old black leather slippers, worn and shapeless and rubbed shiny inside, and next to them the shaving brush which he could not bring himself to throw away, in spite of its advanced state of baldness. And that wooden nail-brush which a moment ago had seemed more important than many a paper in his brief-case, that was on top too, and it too had seen better days. But the worst of all was his nightshirt, newly laundered, faultlessly ironed, but nevertheless a nightshirt, that inelegant but, alas! so comfortable symbol of a comfortable middle-class, about which he had for years been waging a friendly war with his launderer. "You know, sir," he could hear the man saying, "you're the last of my elegant customers to hold out against the pyjama!" Of course, the man was only flattering him—he wasn't really such an elegant customer, and as he stood there looking at her things, he was pained to think what her impression would be when she saw his nightshirt.

Her perfume filled the room. It was an expensive one, fresh, almost bitter—somehow it reminded him of the fragrance of her quick-breathing young mouth, and suggested a slim, athletic figure, strong, slender hands, a rounded, self-willed chin, light-coloured rather scornful eyes, and pale gold unruly hair falling over a courageous brow. Very well imagined—but supposing the case belonged to some fat old lady, or to a shrivelled old maid with a hooked nose? Ah no! he was sure it didn't!

He seemed bewitched. His emotions were strangely excited, and a slight dizziness came over him. What he was about to do was not quite correct, indeed he felt rather like a criminal. He went over to the door and locked it, very much as he might have locked himself in with the strange lady. He wanted to examine all her possessions, one by one, without interruption.

Dark green seemed to be her favourite colour, which met with his immediate approval. It went very well with the dark tortoiseshell of her brushes and combs and powder-box and her oval hand-mirror. All these shimmering things and also all her crystal bottles were marked with a little golden monogram, an "M." Madge, Margaret, Mona—only English names seemed to describe her fresh, energetic youth. He found a novel bound in white, which she had probably read on the train. But there was no name, not a word to indicate who she might be.

Her little manicure case was in dark green. Her dainty slippers were of soft green leather, with swansdown round the edge. Taking them out, he was comforted to find that they were not quite new. They were a little worn on the inside where they had rubbed together as she walked, and the lining shone a little from contact with her bare feet.

Her nightdress, in a lighter shade of green silk, lay folded before him in the left-hand corner of the case. His launderer could have found no fault with that exquisite garment. The little creases in it told him that it had been worn. Then he came across a small box in dark green leather, which looked like a jewel case. The discovery impressed upon him the irregularity of what he was doing; his temples throbbed, but he enjoyed the guilty sensation.

He opened the little box, half fearing yet half hoping to disclose a collection of sparkling jewels. Was his honesty not being put to the test? He had no right to keep valuables for more than an hour without reporting them, yet he would hate the idea of giving up this precious find. He could picture it repo-

sing forlornly on a shelf in the lost property office in unworthy company.

Great was his relief when he saw the contents of the box—modern neck laces and brooches made of metal and big, bold imitation stones such as are so much worn nowadays—a return to West African customs, he could hear himself saying—but that had been ridiculous of him, the fashion was an attractive one, gay and daring as it was, given the right type of woman; the charm and self-assurance of youth alone could justify this exotic masquerade. Whatever else he thought about these childish baubles, he was at least thankful that a man of his position need not feel like a thief for failing to report them.

It was very late before he could get to sleep, and then he slept badly. The next morning he sent the hotel porter out to buy a few essential toilet articles, and at nine o'clock he left his room, locking the door carefully behind him. His business friends could not help noticing how absent-minded he was at their conferences, and once when he took out his handkerchief his neighbour was surprised by a waft of perfume. It was a tiny lawn handkerchief which had been taken out of a little collapsible leather handkerchief case.

Going up in the hotel lift that evening, his heart thumped as though in anticipation of a mistress awaiting him upstairs. He unlocked the door, switched on the light, and stood amazed. The maid had already prepared the room for the night, but not for him alone. Anxious to please, she had unpacked the little suitcase, which now stood empty on a chair. The tortoiseshell brushes and the crystal bottles were arrayed on the dressing-table, the dressing gown was draped across an armchair, the dividing curtain in front of the beds had been drawn back, and both beds were turned down ready for sleeping in. Beside the bed which had not been slept in, nearest the door, stood the dainty slippers, and on the pillow lay the sea-green gossamer

nightdress. All these things seemed to be awaiting their mistress, and their mistress them.

The moment in which he had failed to return the suitcase to the station had been his first act of unfaithfulness. He often heard his business friends, cigar in mouth, recounting with innocent cynicism the easy adventures which they always had during their stay in Berlin, and they spoke of them as though they were something to which every man became entitled after several years of marriage. He had never had the least desire to do as they did. He would have been repelled by the idea of going straight home from one of those little adventures, getting out of the train in his own provincial town, and kissing his wife gaily on the mouth as though nothing had happened. Nothing did happen to his business friends which they needed to forget. Something would have happened to him. His reserve was well known, it was indeed enough to have made a less respected and less important man look ridiculous.

No man could have had a happier marriage than he. His wife had been beautiful, and indeed she still was, in her dignified, charming way, although she had given him three sons of whom he was very proud. She was a perfect housewife, but she never talked about her work in the house—indeed she always knew how to be quiet at the right moment, though taking an intelligent and helpful interest in his business affairs. She was broad-minded. She had a delightful sense of humour and she never behaved foolishly; she was sympathetic, but much too healthy to be sentimental; she was frank and open; susceptible to beauty, but never afraid to look the realities of life in the face. She was very popular and everybody who knew her thought her a fine woman; and so she was.

But the finest woman in the world is powerless to overcome the distaste which a man at the turn of life often feels for the existence he has led till then. And so it was that he could scarcely bear to look ahead along the gradual uphill road on which

his feet were set and which stretched out before him without side-track or cross-road until it lost itself somewhere in the darkness beyond.

There had been some critical moments in his life during the past few years of which nobody knew but himself. One of them had been on his fortieth birthday, just as he had risen, glass in hand, to thank them all for their good wishes. He had nearly made a most unexpected speech. For the space of a second he had been on the point of severing all the threads which bound him to the life he had loved till then—but when he had spoken, he had said just those things which they had expected him to say, and nothing more. Another moment was still very fresh in his memory. It was less than a year ago. They were on a winter holiday in Cairo, going through the gaudy, dirty crowd of the native quarter, when they came to a crooked alleyway leading off from the main street, and in its deep shadow he saw draped figures moving like phantoms. Quite suddenly and unexpectedly he had become possessed of an urgent desire to snatch himself away from the arm of his travel-dressed wife, to leave her without a word of farewell and rush headlong into that alleyway which was no different from dozens of others, to find his way along it until he emerged at the other end, to let himself be carried away on the great anonymous flood of the East, which had its beginnings there, let himself drift into the heart of Africa, mingle with the swarming millions of Asia, be swept on still farther, anywhere, as long as he were taken right away for ever from his respectable existence and his successful marriage ...

How many of us know that relentless urge! It buds in all souls with imagination and a consciousness of death, and perhaps most vigorously of all in men at the turn of life. It is rather a dissatisfaction with one's self than with one's surroundings, a longing to escape from the prison of one's own personality, a rebellion against being only one man from the cradle

to the grave, when there are so many million ways of living! And since breed and blood are there and cannot be altered, the only escape lies in adventure, in the urge over strange lands and many-coloured seas, in the longing of the artist who finds his way in an ecstasy of suffering into the intimacies of another's face, in the flight of the world-weary into the dumb-cloistered stillness of La Trappe. This discontent, this sense of insufficiency it is which acts will-o'-the-wisp to every unfaithful deed, along all the cross-ways and side-paths of love.

The stranger, present only in her dainty and fragrant belongings, was a greater temptation to him than all the thousand women who offered themselves in the streets of the metropolis. He could not have spoken of this temptation to anybody. He realized how fantastic its sensual enchantment was in a man of his type—man of action, father of a family, keen and respected business man. He was ashamed, as he had not been ashamed since his boyhood, and the unusual emotion excited his senses and helped to ensnare him still more completely.

It occurred to him that the maid on his floor must be curious about the woman whose bed she prepared every night but whom she never saw. Meeting her on the corridor, he slipped a banknote into her hand, probably the biggest tip she had ever received. As she answered the pressure of his hand a sly, saucy smile spread over her face, the smile of an accomplice. He felt the blood rush to his face at this silent evidence of conspiracy, and even this last humiliation was sweet. He was always careful to keep his door locked and he carried the key about with him.

That evening he washed himself with the stranger's soap. It was his first physical approach to her, and it left him emotionally exhausted. The soap was a piece she had already used, but the name of an English firm could still be distinguished on it. The lather seemed to him whiter and frothier than any he had ever known, and the fresh, almost bitter fragrance of that

same youthful perfume filled his bathroom. Now it rose to his nostrils from his own body, it clung all about him; and as he lay in bed it was almost as though her own sweet body lay in a light embrace upon his own.

This was the most intimate contact he ever had with her. He awoke the next morning knowing that he had to make an important decision. A crisis had arisen overnight. Lying on his back in bed, his arms resting beneath his head, his thoughts were with his wife, who was waiting for him all those miles away. He felt sorry for her, but he did not see how he could alter anything now. He had already stayed away longer than usual, and now, quite suddenly and definitely, he knew that he would stay away for ever. Nothing short of a miracle would be able to make him go back. Perhaps he almost hoped for that miracle to happen, but he did not see how it possibly could.

He dressed absentmindedly and then sat at the dressing-table and considered the practical side of the situation. He wanted to do the right thing. He despised those people who grew mean and selfish on the eve of a separation. He would be able to leave his family independent and reasonably well off. It would be just as though he had died. Didn't men of forty-five die every day, hundreds of them? He had loyal colleagues who could run his business for him for many years to come. And before so very long his eldest boy, who showed promise, would be able to go into the business. But what about himself? Could he give up the work of a lifetime just like that? Didn't he care? Hadn't he been spending his time here in Berlin, bargaining and scheming and planning, all in the hope of securing some new advantage for his firm? He touched the long-familiar chord within him, but it no longer gave forth any sound.

All this time, without knowing it, he had been turning the little tortoiseshell mirror round and round in his hand—once he had caught sight of his own face in it, a lean, manly face with a generous mouth. Now, breaking off his train of thought, he

noticed what he held in his hand, and at the same moment he realized to his astonishment that the pretty thing had lost its power. The same applied to all the other delightful feminine possessions in green and shimmering brown—they had ceased to exist for him, they had been no more than an excuse, an occasion. He had imagined that he wanted this unknown woman, and all the time it had been the great unknown for which he longed. He wanted his freedom back, wanted to be at liberty to make new decisions and to start all over again from the beginning.

He very rarely thought of his boyhood, but now there appeared before him one particular page of one of his school books, even to the blue pencil mark with which as a boy he had marked two particular lines of a particular poem, forgotten through thirty long years from that day to this, and now once more before his eyes:

And understand that Freedom means

To choose the way you go ...

He had dealt with all his business, but he still did not leave. He chose to see nobody, preferring to live alone with his thoughts. With the exception of two hastily scribbled postcards, he sent no word home.

One entire afternoon he had spent walking at a brisk pace up and down the snow-covered Tiergarten, and he did not return to his hotel until the light was fading. He found the key in his door—he had not been locking it for the past few days. Pushing it open, he felt at once that someone was in the room, and he held his breath in suspense until he heard a woman weeping, not loudly, but there was no mistaking the sound. Switching on the lights, he saw his wife at the dressing-table, her forehead pressed against its glass top, amongst the array of tortoiseshell brushes and crystal bottles, her shoulders shaking as she sobbed. His first glance had taken in the whole room. It was prepa-

red for the night. The green silk dressing-gown lay over the armchair, the gossamer nightdress was on the open bed, and the slippers seemed to be awaiting the stranger's bare feet.

Neither of them moved or spoke. So she had come to fetch him home, as she had done once or twice before—without the slightest suspicion, of course, just to give him a pleasant surprise. She had simply asked for his room and let herself in. The shock must have been terrible for her. How long had she been cowering there? What had she endured? But the worst was that he could not explain, could not put it right. The truth was even worse than she believed. Her tears flowed for a phantom of her imagining; nothing had happened, and yet much more than she suspected. How was he to dismiss this terrible and grotesque scene from her mind without lying! And he must not lie. Facts had overtaken him, he must not hesitate, now was his opportunity, now at this very moment he must confirm her worst fears without trying to spare her feelings. Like a boy he would have to speak of the dark inner workings of his mind, of his unrest, of his lonely mental tortures and his longing to escape. To dismiss these realities of tortoiseshell and silk, he would have to confess that a great fear, a fear of life and of death, was forcing him at this age to take up his stick again and go forth. Yet was such a thing possible—to go forth and leave one's work, one's sons of whom one had hoped so much, the loyal, blameless wife of so many years? Possible or not, ridiculous or not, for him it had become a necessity, and only a miracle could hold him back.

And then she lifted her head, and he saw her face. A woman is not beautiful when she has been crying for hours, when horror and dismay have played havoc with her features. Her dark hair was untidy, a loose strand of it fell over her inflamed eyes. She pushed it back and looked at him. Her lips moved silently, and then at last her voice came, low and hoarse.

"Here in your hotel ... she lives with you altogether. It's too awful ..."

Now, now would have been the moment to tell her everything, to finish it all in two final sentences; but he sought in vain, he could not find them. An unbearable pity had started to burn within him, and he said what any man would have said in his place:

"There has been no woman here."

She stood up and faced him across that room which spoke so eloquently of a love-night, and it seemed to him as though he could already hear her sarcastic laughter—but instead he saw the trouble ebbing from her face, saw something like the reflection of a smile shining through her tears.

"There hasn't?" he heard her ask. "Really?"

And he, incapable of answering otherwise:

"No. I swear it."

"Then I've been crying all for nothing!" he heard her glad voice. "Oh, thank God, thank God!" and she ran to him and took his hands in hers. He swayed a little. Something seemed to tear in his heart, painfully and unbearably sweet. It was the miracle.

She believed. All those tangible proofs under the glare of the electric light weighed as nothing against his word. The contents of the little suitcase, the possessions of the strange woman, she no longer saw them, for his words, which she believed, had robbed them of all meaning. She needed neither explanation nor proof.

The miracle of trust, the miracle of absolute unity—there it was, and the world had nothing greater to offer. And should he take up his stick and go forth again and wander over the face of the earth and experience all its wonders, should strength be granted to him to enjoy them until his last far day, Life, after

this, would have nothing more to offer him, for its greatest experience had already been his.

Translated by Barbara Hallewell

## Die Narbe

*Friedrich der Große offenbart seinem letzten verbliebenen Freund, dem schottischen Erbmarschall Georg Keith, das düstere Geheimnis der tiefen seelischen Wunde, die ihm in jungen Jahren zugefügt wurde.*

König Friedrich pflegte im Umgang mit Personen, deren Geist er hochschätzte, mit Geist zu sprechen; er gebrauchte dabei den ornamentalen, antithesenreichen, sehr gefälligen Stil seines Jahrhunderts. Jetzt sprach er knapp und rau. Seine Sätze waren ohne Kunst, sein Ausdruck der unzweideutigste. Es war, als wälze er Steinblöcke von seiner Seele nieder, die ein Leben hindurch auf ihr gelastet hatten.

„Mein guter Lord“, sagte er, „als Sie zu mir kamen, wie alt war ich damals? Damals war ich fünfunddreißig. War ich damals noch jung? Bin ich Ihnen damals jung erschienen? Schwerlich. Ich war es auch nicht. Meine Jugend war schon längst vorbei.“

„Wissen Sie, wie lange meine Jugend gedauert hat? Bis zu meinem einundzwanzigsten Jahr. Dann war alles aus.“

„Haben Sie einmal darüber nachgedacht, Keith? Ich glaube nicht. Sie sind mein wahrer Freund, ich weiß es, aber die Menschen denken nicht übereinander nach. Sie haben manchmal gesagt: ‚Sanssouci ist ein Kloster, und Friedrich ist der Abt‘, und Sie haben gelacht. Aber warum ist es ein Kloster, warum unterscheidet sich dieser Hof von allen Höfen? Sie sagen: meine Neigung ist so. Ja, das wird es sein.“

„Hören Sie, Keith, was will eigentlich der Mensch? Er will leben und will glücklich sein. Das haben auch Sie gewollt, und Sie können zufrieden sein. Aber als Ihnen die Türkin einen Korb gab, da waren Sie traurig. Und doch waren Sie damals schon ein alter Herr, und Ihr Verlangen ging eigentlich wider alle Regel.

„Nun, alter Lord, mir haben alle Frauen einen Korb gegeben, seit ich einundzwanzig war. Das werden Sie nicht verstehen. Es ist auch nicht wahr. Vielmehr, ich habe allen Frauen einen Korb gegeben. Das ist auch nicht wahr. Sondern mir hat die Natur selber einen Korb gegeben. Das ist wahr. Und es war nicht schön.

„Als junger Mensch habe ich die Weiber ganz unmäßig geliebt. Bei einem Weibe schlafen, das war das Schönste für mich. Alles sonst hätte ich lassen können. Ich hätte kein Buch lesen müssen. Ich hätte keine Musik hören müssen. Ich hätte kein Pferd zu reiten brauchen. Ich hätte auf meine Freunde verzichten können. Ich hätte nicht brauchen Kronprinz sein. Aber Frauen mußte ich haben. Das fing frühzeitig an und wurde immer wilder. Wenn ich ihre Brüste sah, wenn ich ihre Haare roch, dann war mein Kopf wie in siedendes Wasser getaucht, ich verlor die Besinnung. Ich hatte die schlimmsten Auftritte mit dem König, ich kam in Gefahren, aber ich dachte an nichts anderes. Es war nicht Liebe. Ich liebte nicht. Nein, Keith, eine Frau, die ich hätte lieben können, sah ich nicht. Ich war vielleicht zu jung. Vielleicht war ich auch zu diesem Gefühl nicht fähig. Wahrscheinlich ist es seltener, als man glaubt. Die Menschen lügen ja viel.

„Ich hatte auch kein Verlangen nach Liebe. Ich hatte Verlangen nach Weibern. Mein Vater wollte mich verheiraten. Das war mir gar nicht recht. Ich fand es stupide, mit einundzwanzig zu heiraten. Ich hatte aber keine Wahl. Ich sagte Ja, mit Ach und Krach, und dachte heimlich, daß mich meine Frau an

nichts hindern würde. In ganz Europa gab es keinen unverheirateten König, und doch keinen sitzamen.

„Kurz vor der Hochzeit passierte es mir. Was? Nun, Sie wissen es, Keith, der bogenschießende Gott“ – er wies mit einer Kopfbewegung zu Flora und Amor hinaus – „hat auch vergiftete Pfeiler im Köcher. Mich traf einer. Ich war ratlos. Ich sollte heiraten. Jetzt sofort sollte ich heiraten. Ich vertraute mich dem Markgrafen Heinrich, meinem Onkel: Heinrich von Schwedt. Mein Onkel war er, aber nicht viel älter als ich. Der Esel lebt noch. Sie kennen ihn ja. Ich hielt ihn für wonders wie erfahren. Er wußte auch Rat. Einen saubern Rat wußte er. Er schickte mir seinen Arzt. Einen saubern Arzt schickte er. Es war der sogenannte Doktor von Malchow. Das war ein Pfu-scher. Ich sehe den Kerl noch. Er hatte einen pfirsichfarbenen Rock und ein Papageiengesicht. Leute mit Papageiengesichtern sind immer Esel. Der vertrieb mir meine Krankheit in vier Tagen. Ja. Nach vier Tagen hörte der Fluß auf. Ich war bereit. Ich fuhr nach Wolfenbüttel und heiratete. Es war gar nicht so schlimm. Ich war ganz zufrieden. Sicher hätten wir viele Kinder bekommen, lauter braunschweigisch-beversche Kinder.

„Nach ein paar Wochen war ich wieder krank. Der Kerl von Malchow hatte mich nicht geheilt. Er hatte nur die Krankheit in mich hineingetrieben. Nun brach sie heraus. Mein Leben war in Gefahr. Der kalte Brand drohte bereits. Die Ärzte damals waren noch dümmer als heute. Ich hatte eine Höllenangst vor meinem Vater. Um einen wirklich gelehrten Mann nach auswärts zu schreiben, wagte ich nicht. Ich begnügte mich mit dem Affenpack in der Nähe. Wenn sie nur das Maul hielten, das war die Hauptsache. Da haben sie mich operiert.“

Der König schwieg. Er stand auf, ging an jenes östliche Fenster und sah hinaus. Lord Keith, matt schon vom langen Außerbettsein und vom Hören, blickte ihm auf den Rücken, mit etwas stierer Aufmerksamkeit verfolgte er von unten nach oben, von der Spitze bis zur Bandschleife, den dünnen Zopf, der ganz

in bräunliche Seide eingewickelt war. Friedrich trat wieder heran und nahm Platz auf seinem Taburett, aber ein wenig entfernter von Keith.

„Ich war kein Mann mehr nach dieser Operation. Ich war einundzwanzig Jahre. Ich kehrte nach Ruppın zurück in meine Garnison, allein.

„Ich war einundzwanzig Jahre. Ich war sehr wollüstig. Ich war fast nichts anderes als wollüstig. Ich wollte mich töten. Niemals, auch nicht als ich im Kriege verzweifelte, hatte ich solche Lust mich zu töten. Ich hatte aber kein Gift. Vielleicht hatte ich auch keinen Mut.

„Der Trieb zum Weibe war mir geblieben, aber ich konnte es nicht mehr besitzen. Das war entsetzlich. Entsetzlich war noch ein anderes. Ich hatte die Schriften der Römer gelesen. Ich wußte, was sie von einem Manne sagen, der kein Mann mehr ist. Solch einer, sagen sie, verliert auch seine männliche Art, er ist nicht mehr mutig, ausdauernd, großherzig, offen; er wird furchtsam, verzärtelt, arglistig, klein. Ich hielt mich für einen Eunuchen. Ein Eunuch kann nicht König sein.

„Ich war ein Narr, ich war ein Kind. Ich war unberaten. Ich konnte keinen fragen. Es war gar nicht so; ich war kein Eunuch. Die Arbeit in meinem Leibe war die gleiche, seine Kräfte, seine Säfte waren die gleichen. Ich wußte es nicht.

„Damals habe ich gekämpft. Alles, was später kam, war leichter. Diese Nächte in meinem Bett in Ruppın, das waren meine Kriege.

„Ich beschloß, die Natur zu besiegen. Ein paar Jahre zuvor hatte ich versucht, mir den Schlaf abzugewöhnen. Das war nicht gegangen. Dies aber sollte gehen.

„Hatten sie mich zum Eunuchen gemacht – ich wollte keiner sein. Ich wollte nicht furchtsam, tückisch und kleinlich werden, ich wollte tapfer, großmütig und ein König sein. Es war alles Unsinn. Ich war gar nicht in Gefahr, mich zu verändern. Aber

nun veränderte ich mich. Ich war nachgiebig gegen mich selbst gewesen. Jetzt wurde ich anspruchsvoll. Wenn ich im Winter gut schlief unter warmen Decken, dann stand ich auf und schüttete Wasser über mich und legte mich auf die Erde. Sooft ich ein Wohlbefinden fühlte, sah ich mich schon als altes Weib. Das war nützlich. Daß ich später meine Arbeit tun konnte, verdanke ich dieser Angst. Alle meine guten Jahre habe ich so verbracht. Noch im großen Kriege habe ich es geglaubt. Es ist noch keine zehn Jahre her, daß ich die Wahrheit weiß.

„Mit achtundzwanzig war ich König. Da wurde es noch schlimmer. Ich hatte ein schimpfliches Geheimnis zu hüten. Die Narbe an meinem Leib war der Stachel meiner Tage. Ich denke manchmal, daß sie schuld war an meinen Kriegen. Ich stürzte mich in meinen ersten Krieg, um mir und der Welt zu zeigen, daß ich ein Mann sei. Ich fuhr auf bei Nacht und dachte an die Ärzte. Würden sie schweigen? Es gab kein Mittel sie zu zwingen. Ich wurde zum Gejagten in meinem Hause. Die Braunschweigerin hatte ich längst fortgeschickt, ich fürchtete ihre Augen, ich fing an sie zu hassen. Seit damals sitzt sie in Schönhausen und weiß eigentlich nicht warum.

„Ich haßte das ganze Weibergeschlecht. Und dabei war ich umringt von Weibern. Auf allen Thronen Europas saßen sie plötzlich; in Wien, in Petersburg; auch in Paris saß nicht der König auf dem Thron, sondern das Weib, das Geschlecht selber.

„Schon fing man an zu flüstern. ‚Wie will der Herr von Brandenburg einen Krieg führen‘, hieß es, ‚wenn er nicht einmal bei seiner Frau schlafen kann.‘ Ich wurde mißtrauisch bis zur Tollheit. Überall glaubte ich nur dies zu hören. Bei einer Parade werden mir zwei französische Offiziere vorgestellt. Ich frage nach ihrem Regiment. ‚Regiment de Roussillon‘, antworten sie, ‚autrement nommé Trousse-cotillon.‘ Es soll ein Witz sein, und sie sagen ‚autrement‘. Aber ich höre ‚autrefois‘ und hätte sie gerne erwürgt.

„Ich tat das Meine. Ich spielte meine Rolle. Ich betrog meine Braunschweigerin recht öffentlich. Ich tat entzückt vor jeder hübschen Frau und hatte doch nur Qual von dem Anblick. Ich kaufte lüsterne Bilder, statt solcher, die mir gefielen. Ich ließ sie so hängen, daß sie vor meinen Augen waren, wo ich saß und stand. Ich machte großen Eclat mit der Tänzerin Barberina. Auf der Redoute ging ich ohne Maske mit ihr herum und tat verliebt. Dann nahm ich sie in ein Kabinett und verschloß die Türe. Dort trank ich Tee mit ihr. Ja.

„Das alles half gar nichts. Weiber können nicht schweigen. Ich konnte es ihnen nicht einmal befehlen. Vielleicht schwiegen sie noch im Lande hier. Aber die Racker gingen über die Grenzen, und in den fremden Hauptstädten fragte man sie aus. ‚Es ist nichts mit dem König von Preußen‘, sagten sie dann, ‚er tut galant, aber er kann nur Tee trinken.‘ Und ich hatte drei Weiber gegen mich, drei Herrscherinnen. Alle meine Kriege schlug ich gegen das Weib.

„Da entschloß ich mich. Es mußte anders gehen. Männer können schweigen. Männer müssen sogar schweigen. Wenn Männer leugnen – ihnen braucht die Welt nicht zu glauben. Ich wünschte nichts sehnlicher, als für einen Sodomsbruder zu gelten. Denn, war ich ein Sodomsbruder, so war ich immer noch ein Mann.

„Dies gelang mir. Mein Jahrhundert war eine Weiberzeit. Es sah einen König, der seine Frau verstieß, der keine Mätresse hielt, der nur mit Männern umging, der mitten unter seinen Soldaten lebte – nun war die Erklärung für das Rätsel da. Man ekelte sich vor mir. Aber ich war wieder ein Mann.

„Keine Frau betrat mehr dieses Haus. Meine Kammerhusaren bekamen knappe, enge Kleider. Meine Pagen mußten hübsch und jung sein. Früh morgens rief ich mir oftmals einen ins Schlafzimmer, da konnte er zusehen, wie ich in meine Stiefel fuhr, und bekam Kaffee. Ich redete auch viel von der sokratischen Liebe, an offener Tafel, vor Gästen, vor der Bedienung.

Ich habe oft gesagt, auch der Apostel Johannes sei von der Gilde gewesen. Das hat man sicherlich früher einmal nach Wien berichtet. Das hat die fromme Theresia gehört. Das haben die klugen Väter Jesuiten gehört. Deswegen lag der Calsabigi vor mir auf den Knien und wollte mich verführen. Ach ja, die Frommen!“

Er lachte rauh, brach aber plötzlich ab, erhob sich und trat wieder an jenes Fenster, das ihn mit Stärke anzuziehen schien. Es dämmerte. Aus der Nische, darin der Marschall saß, kam kein Laut. Friedrich blieb stehen, wo er war, und ohne an das geschwächte Gehör des Freundes zu denken, fuhr er mit sinkender Stimme fort:

„Ich wurde alt. Es kam vor, daß ich alles vergaß. Wer denkt im Alter noch an diese Dinge! Aber dann hat die Welt mich immer erinnert. Von meinem schönen Knaben hier draußen haben sie drucken lassen, er stehe vor meinem Fenster, weil mich seine schlanken Glieder erregen. Lieber Himmel! Es ist eben eine schöne Statue. Auch dem Prinzen Eugen, dem alten Helden, hat sie einstmals gefallen, vor hundert Jahren. Armer Antinous, da mußt du nun stehen, um mein altes Blut aufzuwärmen. Wenn die wüßten, auf was ich hier eigentlich schaue. Manchmal auf den Antinous, ja, öfter auf die Gruppe daneben, auf die Flora, die der Amor liebkost. Das ist auch eine recht üppige Darstellung: die blühende Lebenslust, vom Gott der Liebe gestreichelt. Ich schaue aber nicht auf die Gruppe. Ich schaue auf den Sockel. Warum auf den Sockel? Weil unter dem Sockel mein Grab ist.

„Das habe ich ausgemauert, als die Terrassen aufgeschüttet wurden. Erst das Grab, dann das Haus. Über meinem Giebel steht: Sans Souci. Aber das Haus ist nicht gemeint. Das Grab ist gemeint. Wenn ich dort bin, dann, ja dann bin ich ohne Angst und Sorge. Dann liege ich gut. Dann brauche ich nichts mehr zu verstecken, dann bin ich selber versteckt. Dann dringt kein Auge mehr zu mir. Mich hat seit einem halben Jahrhun-

dert kein Mensch mehr nackt gesehen. Mich hat kein Diener ganz entkleidet, mich hat kein Arzt untersucht. Ich habe mich selbst nicht mehr angesehen. Und wenn ich mich bald einmal zum Tode hinstrecke, hier nebenan in meinem Schlafzimmer, dann sollen sie mich auch nicht auskleiden und mich nicht waschen und mich nicht öffnen und mich nicht balsamieren. Sondern sie sollen mich liegen lassen, wie ich bin, und mich noch mit meinem Mantel zudecken.“

# **Hunde und Käfer**



## Herr der Doggen

*Der Berliner Arzt Alexander Ruge und seine Freundin Eva Saccur verreisen zu einem Kurzurlaub nach Bornholm. Bei einem Ausflug geraten sie in ein Gewitter, und Paul Bigram, der auf der Insel wohnt, bietet ihnen Unterschlupf.*

Die Sonne stach, und als es drei Uhr war, zeigte sich plötzlich, zusammengeballt im Westen, über Schweden, eine Wand von schwarzen Wolken. Ein Sturm fing an zu pfeifen, und Alexander sah mit Bedenken auf Frau Saccur, die in ihrer ganz leichten Bluse fröhlich neben ihm herschritt, auf dem Kopf ein seidenes Käppchen und in der Hand statt eines vernünftigen Schirmes einen flotten kleinen Stock. Er sagte:

„Wenn das Gewitter vorbei ist, kleine Eva, dann muß ich dich in die Hände nehmen und auswinden, gerade hinunter ins Meer.“ Er sah sich nach einer Unterkunft um; aber es gibt keine Dörfer auf dieser Insel, und die Höfe liegen zerstreut.

Der Weg führte nun steiler aufwärts, immer der drohenden Schwärze entgegen, und als sie zur Höhe gelangten, sahen sie nahe dem Abhang einen großen Mann sitzen, einen Bauern offenbar, mit breitem verbogenem Strohhut, einer gelben Leinenjacke ohne Kragen und mit blauen Hosen aus dem gleichen Stoff, die seine Knie frei ließen. Nahe bei dem Manne, rechts und links ein wenig hinter ihm, saßen zwei riesige gelbbraune Doggen, wandten die Häupter und knurrten.

Alexander versuchte den Mann zu befragen, aber der verstand kein Deutsch, und mit den paar hochdänischen Brocken war auch nichts anzufangen. Jener sprach vielmehr einen ganz eigentümlich knarrenden, wie verrosteten Dialekt, offenbar war dies Bornholmisch. Doch schließlich, da die Situation ohnehin klar genug war, begriff man einander, und der Bauer ging auf dem Felsenwege mit großen Schritten voran, dicht gefolgt von den beiden kolossalen Hunden. Nach kurzem bog

er ab, landeinwärts, schon fielen die ersten dicken Tropfen. Steil ging es nach unten, einen mit saftigem Gras bewachsenen Hügel hinab, sie sahen mitten in der Mulde einen kleinen Hof liegen.

„Ist's das dort?“ rief Alexander.

Der Mann brummte etwas wie eine Bejahung, ohne sich umzuwenden.

In diesem Augenblick brach mit ganzer Gewalt der Regen los. Alexander riß sich die Jacke von den Schultern, um sie Eva umzuhängen, aber auch der Andere hatte das getan, er war rascher und schlang seinen leinenen Kittel um sie. Dann lief er in seinem Hemd voraus durch die stürzenden Wasser, und die Beiden rannten ihm nach. Die zwei Doggen, denen das Ganze großes Vergnügen zu machen schien, jaulten und blafften und rannten wie besessen den Hang nach aufwärts zurück und wieder hinab.

Wie sie den Hof erreichten, wurde durch das Rauschen hindurch noch anderes Gebell hörbar, ein begrüßendes Lärmen tiefer und höherer Hundestimmen.

„Huch, was hat der Mann für viele Hunde!“ rief Frau Saccur lachend und prustend. Und dann waren sie im Haus und geborgen. Ihr Helfer öffnete ein Zimmer, murmelte etwas nicht zu Verstehendes und ließ sie allein.

*Paul Bigram führte nach dem Tode seiner begüterten Eltern „ein Leben des pflichtenlosen Genusses“. Als sein Erbe zur Neige ging, ließ er sich auf Bornholm nieder und baute eine angesehene und einträgliche Doggenzucht auf.*

Mit dem Gelde, das ihm blieb, hatte er diesen Gutshof erstanden und verlebte nun hier den größeren Teil seiner Jahre. Freiheit genoß er in tiefen Zügen, hatte das Meer, weite Felder, Felsen und Wiesenhänge, und hatte sich selbst. Aus den öffent-

lichen Bibliotheken von Stettin und von Kopenhagen brachten ihm die Schiffe Lasten gelehrter Werke, unendlich dehnten sich Tage und Abende vor ihm aus, und was Menschen erkannt und erahnt hatten, machte er sich ohne Hast und ohne Zweck zu eigen. Reicher und fester wurde der Stoff, aus dem er seine Träume baute, er besaß alle Erdteile und mehr als ein Zeitalter, wenn er in ungeheurer Nachtstille bei weitgeöffneten Fenstern Stunden lang in seiner Studierstube auf und ab schritt. Manchmal, bei günstigem Wind und stärkerem Wogen, rauschte das Meer von jenseits des Hanges, manchmal träumte einer von seinen Hunden laut. Dann blieb er stehen und lächelte. So reich und glücklich fühlte er sich in seiner belebten Einsamkeit, daß er sich schwer zum Schlafe entschloß und mitunter bis zum Frühlicht wachte.

Er hatte ein Ehepaar in seinem Dienst, Gorm Anker und Maren Anker, Leute in mittleren Jahren. Sie hatten Unglück gehabt, ihr unversicherter Besitz war ihnen abgebrannt, und nach guter Menschensitte hatten sie bei dieser Gelegenheit mit allen ihren Verwandten schmerzhaft Erfahrungen gemacht. Sie dienten gern und treu bei diesem Herrn, der wenig befahl, körperlich stark war wie ein Schmied und zwischen Versehen und Verschuldung stets gerecht unterschied.

Maren besorgte ihm Küche und Haus, und beide zusammen pflegten den Zwinger. Das Beste tat er selbst an den Hunden. Er erzog sie und wachte über sie in ihren Jugendkrankheiten. Er stützte auch den Kleinen den Schweif und die warmen Ohren, höchst ungerne und innerlich unablässig fluchend auf die Menschen, die ein Geschöpf anders wollten, als es aus Mutterleibe stieg. In seinen langen und häufigen Abwesenheiten konnte er wissen, daß seinen Tieren nichts mangeln würde; dennoch reiste er mit Unruhe und wachte in mancher Nacht mit Sorgen auf ...

Sagen dürfte ich's keinem Menschen, dachte er dann, die Leute meinen ja, so eine Dogge sei aus Eisen und robust wie

ein Nilpferd. O Idioten! Es gibt ja nichts Heikleres als so ein Tier. Das ist überzüchtet wie Bourbon plus Habsburg. Man braucht sie nur ein wenig falsch zu nähren, gleich haben sie Beulen und Schwären, und die guten Augen entzündeten sich. Nun, am Samstag geht Gorm wieder hinüber nach Rönne ins Hotel und holt die Fleischreste, und am Montag muß aus Kopenhagen der Hundekuchen kommen. Gesegnete Mahlzeit, hochverehrte Viecher! – Worauf er von neuem einschlief in seinem Gastbett.

Seine Zucht hatte rasch einen Namen erlangt, denn gute Doggen sind selten. Die Beziehungen in der Welt, die sich Bigram während seiner Reisejahre erworben hatte, dienten ihm sehr, und man bezahlte diesem Gleichgestellten gern beträchtliche Preise. Seine Einsiedelei war Gesprächsgegenstand in manchem Zirkel, denn mehr als einen Liebhaber hatte der Zeitüberfluß dazu gebracht, sich auf Bornholm selbst einen der Hunde auszuwählen. Man wurde gut empfangen, angenehm untergebracht und kräftig bewirtet. Bigram waren solche Besuche angenehm, nicht weil er sein Alleinsein gern unterbrach, sondern weil ihm daran lag, den künftigen Eigentümer kennen zu lernen. Denn von jedem einzelnen seiner Tiere trennte er sich schwer und fand in ungewöhnlichen Preisansprüchen durchaus keinen Trost und nur eine unzulängliche Rache.

Häufiger freilich brachte er selbst, nachdem eine Korrespondenz vorausgegangen, seinen Zögling an Ort und Stelle. Ein Drittes gab es nicht.

„Bedaure,“ schrieb er einst einem Kauflustigen zurück, „meine Hunde reisen nicht allein. Wer, um die entstehenden Mehrkosten zu sparen, einem Tier zumuten will, fünfzig Stunden in einem Bretterschlag zu sitzen, womöglich Durst zu leiden und jedenfalls alle Qualen der Verlassenheit und Angst, der ist kein Herr für einen meiner Hunde. Kaufen Sie sich ein ausgestopftes Stinktief!“

Ratschläge wie diesen pflegen nur Männer zu erteilen, die dank ihrer Körperlichkeit auch im Stande sind, sie zu vertreten. Was Bigram betrifft, so sparte er nicht mit dergleichen Äußerungen.

Einst war er mit einem ganz besonders schönen Rüden in die Provinz Hannover gefahren und hatte bei dem künftigen Besitzer, einem Gutsherrn und Rittmeister außer Dienst, einen Abend verbracht. Neben ihm beherbergte das Haus noch mehrere Gäste, und als gegen Mitternacht die Damen sich zur Ruhe begeben hatten, setzten sich die fünf Herren zu einer Partie Poker, die noch lange währte. Im Verlauf dieses Spieles verlor der Gastgeber, der erst lärmend lustig gewesen war, eine ziemlich beträchtliche Summe, seine gute Laune und seine Haltung schwand, er wurde bedrückt, ja weinerlich, entrüstete sich, wenn einer der Mitspielenden die Chancen der Karte voll gegen ihn ausnützte und demütigte sich auf jede Art, um das Mitgefühl der Anderen zu erwecken. Alle waren sie bereits müde und hätten gern ein Ende gemacht, nur aus Rücksicht auf den Verlierer hielt man sich wach. Endlich wandte sich für diesen wieder das Blatt, und in dem Maße, in dem ihm seine Scheine zurückkehrten, gewann er auch seine Munterkeit wieder, wurde fest und hart und spielte wie ein Pirat, ohne Rücksicht und Dank.

Bigram betrachtete mit hochgezogenen Brauen erst ihn und dann die zwei Tausendmarknoten, die ihm von seinem Gewinn noch geblieben waren; dann erhob er sich, grüßte und begab sich auf sein Zimmer.

Der Hund Knut schlief in einer Ecke. Er stand schwerfällig auf, streckte sich und wedelte.

„Servus, Knut,“ sagte Bigram und schwenkte die beiden Banknoten. „Die da hab’ ich noch gerettet. Davon frühstücken wir heute in Berlin.“ Dann setzte er sich an den Tisch, schrieb auf ein Kuvert den Namen des Hausherrn und Folgendes auf ein Blatt Papier:

„Ich muß mitteilen, daß der Hund Knut es ablehnt, in Ihren Besitz überzugehen. Ich hatte deswegen eine lebhaftere Auseinandersetzung mit dem Hund, aber leider kann sich der Hund nicht entschließen, einem Manne zu dienen, der bei Spielverlusten jammert und im Gewinn brutal wird. Ich kann den Hund darin zwar nicht begreifen, aber der Hund ist unbeugsam. Anbei zweiunddreißig Mark vierzig Pfennig als Logiergeld für Knut und mich selbst. Ergebendst *Bigram*.“

Dies geschehen, packte er seine Handtasche und begab sich mit Knut zu den Ställen. Die Knechte waren schon wach, er ließ sich einen Wagen anspannen, setzte Knut neben sich in den Fond und fuhr zur Bahnstation.

## Schule der Welpen

*Paul Bigram führte nach dem Tode seiner begüterten Eltern „ein Leben des pflichtenlosen Genusses“. Nachdem sein Erbe erschöpft war, ließ er sich auf Bornholm nieder und baute eine angesehene und einträgliche Doggenzucht auf. Als der Berliner Arzt Alexander Ruge und seine Freundin Eva Saccur während ihres Urlaubs in ein Gewitter geraten, bietet Bigram ihnen Unterschlupf. Am nächsten Morgen vertritt sich Alexander die Füße und genießt die Morgensonne ...*

Durchs Fenster blickte er in die Wohnstube hinein, ehe er das Haus betrat. Drinnen stand der Frühstückstisch gedeckt, Frau Saccur war noch nicht erschienen, nur Bigram war da. Er saß auf dem Boden, sich gegenüber eine kleine Dogge von vielleicht sechs Wochen, die in komischer Haltung dahockte und ihren eigenen Schwanz im Munde hielt. Bigram hatte ein Buch auf dem Schoß, und Alexander bemerkte mit Verwunderung, daß er offenbar dem Hündchen etwas vorlas. Dabei bewegte er öfters eindringlich und mahnend den Finger, und der Zögling schielte ihn ängstlich an. Plötzlich aber schien Bigram

von der Komik der Situation selbst überwältigt zu werden, er ließ das Buch sinken, warf sich hintenüber, und Alexander hörte durch die dicke Glasscheibe hindurch sein schallendes Lachen. Das Hündchen entlief in eine Ecke.

Alexander war im Begriff mitzulachen, so ansteckend wirkte diese einsame Lustigkeit; aber plötzlich empfand er es als unschicklich, auf solche Art den Beobachter zu spielen, er schämte sich fast, wurde Augenblicks ernst und ging weg vom Fenster. Nach ein paar Minuten trat er zu Bigram in die Stube.

Das Hündchen saß noch in seiner Ecke, und Bigram stand über den Schreibtisch gebeugt. Lebhaft wandte er sich um und streckte die Hand aus.

„Guten Morgen,“ sagte Alexander und schüttelte sie. „Aber daß Sie mit Ihrem Frühstück warten, ist beschämend.“

„Ich bitte Sie! Sie waren schon draußen, nicht wahr?“

„Ja. Und Sie haben, glaube ich, schon Unterricht erteilt? Ich ging eben am Fenster vorbei.“

Bigram nickte und holte die kleine Dogge aus ihrem Winkel.

„Ja, dem da habe ich aus dem Linné vorgelesen, das Kapitel über den Hund. Er muß doch schließlich wissen, woran er sich zu halten hat! Es ist übrigens auch für Nichthunde eine hübsche Lektüre.“

Das Buch lag noch aufgeschlagen, Bigram nahm es und sagte: „Hören Sie einmal zu, ob das nicht zwei Zentner Romane und Lyrik aufwiegt:

„Frißt Fleisch und mehliges Pflanzenstoffe, kein Kraut, verdaut Knochen, erbricht sich nach Gras, lost auf einen Stein: Griechisch-Weiß, äußerst reizend. Trinkt leckend, wässert seitlich, in guter Gesellschaft wohl hundertmal ...“

Hier packte Bigram wieder sein Lachen, und Alexander stimmte mit ein. Das Hündchen schielte furchtsam vom einen zum andern und plötzlich tat es, was man ihm vorlas.

Alexander rief: „Sehen Sie, was er tut! Für gute Gesellschaft hält er uns also.“

„Kleiner See,“ sagte Bigram. Dann holte er von draußen eine Art Stoffbesen und ließ den alles Unschickliche aufsaugen. Er nahm den Zögling beim Nackenfell und setzte ihn auf ein flaches Blechgefäß, das für dergleichen Anfänger irgendwo bereitstand.

„Nase feucht,“ las er dann weiter, „wittert vorzüglich, läuft der Quere, geht auf den Zehen, vor Schlafengehen umkreist er die Lagerstätte, hört im Schlaf ziemlich scharf, träumt.“

Die kleine Dogge war wieder aus ihrer Schüssel hervorgekommen, saß vor Bigram und betrachtete blinzelnd sein redendes Gesicht.

Alexander hatte sich eine Zigarette angebrannt und freute sich.

„Kannst es schon noch einmal hören,“ sagte Bigram zum Hunde, „bravo, fleißig!“

„Treu über alles,“ las er und hob mahnend die Hand, „Hausgenosse des Menschen, wedelt beim Nahen des Herrn, läßt ihn nicht schlagen, geht jener, läuft er voraus, am Kreuzwege sieht er sich um. Macht nachts die Runde. Meldet Nahende. Wacht bei Gütern, wehrt das Vieh von den Feldern ab, bewacht Rinder und Schafe vor wilden Tieren, – hält Löwen im Schach!“

Die Worte „hält Löwen im Schach“ las Bigram mit plötzlicher Donnerstimme, und mit eingezogenem Schwanz rannte das Hündchen zu seiner Blechschüssel zurück.

„Nun, nun,“ sagte Bigram, „so schlimm ist es auch wieder nicht. „Und im Tone milder Anerkennung fuhr er fort: „Bringt das vom Jäger Erlegte ohne zu naschen, zieht in Frankreich den Bratspieß, in Sibirien den Wagen. Bettelt bei Tische. Heult zur Musik ...“

Mit einem Gefühl des Neides blickte Alexander den Lesenden an. Zweifellos, was Bigram da trieb, das war eine char-

mante Kinderei. Mancher andere hätte sich dabei gesagt: sieh da, ich treibe eine charmante Kinderei! Bigrams Tun aber war das natürlichste von der Welt, mit der größten Selbstverständlichkeit unterhielt er sich und andere damit, einem kleinen Hundevieh aus der Naturgeschichte vorzulesen: froh, sicher, unbekümmert und völlig uneitel.

Von dir wird man allerhand zu lernen haben, neuer Freund, dachte Alexander. Aber ob man es lernen kann?

Die Seitentür ging auf, und Frau Saccur erschien, ausgeschlafen, rosig und duftend. Man setzte sich zum Frühstück.

„Sie haben gut geruht, das sieht man,“ sagte Bigram und lächelte.

„Gut geruht ist das Wenigste. Aber ich bin auch gut aufgestanden, Herr Bigram, und das ist Anlaß zum Dank.“

Er machte ein fragendes Gesicht.

„Ist es nicht wahr, Alexander: da wird man auf einer wüsten Insel in einen einsamen Hof verschlagen und fürchtet sich vor der Morgentoilette. Gewiß wird es nichts geben als ein grobes Handtuch und Kernseife!“

„Das wäre ja noch schöner!“ sagte Bigram.

„Anstatt dessen, was findet man? Alles, einfach alles. Puder von Guerlain und Seife von Atkinson und köstliches Badesalz und überhaupt alles. Und man kann mit dem Gefühl zum Frühstück kommen, als sei man nicht degoutanter als gewöhnlich.“

„Nicht degoutanter als gewöhnlich,“ sagte Alexander zustimmend, „du hättest es nicht treffender sagen können.“ Alle lachten und aßen.

„Ja,“ meinte Bigram, „es kann doch einmal vorkommen, daß eine Dame herreist, um sich einen Hund zu kaufen, da darf ich doch meine Kundinnen nicht gleich mit Kernseife abschrecken.“

„Aha, um einen Hund zu kaufen!“, sagte Frau Saccur. „Das ist wahr.“

Nach dem Frühstück brachen die Gäste auf und beide Männer wußten, daß sie einander künftig suchen würden. „Warten Sie,“ sagte Bigram, „ich bringe Sie auf den Weg. Und Sie sollen eine Eskorte haben, wie sie kein Kaiser bekommt.“

Sie traten hinaus in den rückwärtigen Hof, vielstimmiges Bellen scholl ihnen entgegen. Bigram öffnete den weitläufigen Zwinger, pfiß schrill auf zwei Fingern, und nun stürzte der ganze Schwarm seiner braunen Hunde heraus und umdrängte und umsprang ihn und rieb sich und kratzte an dem langen Ledermantel, den er angelegt hatte.

Und dann setzte man sich in Bewegung, landeinwärts, durch Wiesengründe gegen die Straße nach Allmindingen hin. Wohl vierzig Hunde gaben das Geleit. Groß, eindrucksvoll und würdig schritten die Erwachsenen einher, erhabenen Hauptes und die starken Ruten stolz wagrecht ausgestreckt, die Kinder jeden Alters aber umrannten und umspielten die Alten und trieben den Unfug ihrer Monate.

Noch leuchteten Regentropfen an Blättern und Gras, der hohe Buchenwald war durchströmt von morgendlicher Sonne, in sein Rauschen scholl Quieken und Geschrei der Kleinen und dunkle, mahnende Laute der ehrbar wandelnden Eltern.

## **Bestie Mensch**

*Bei einem beschwingten Spaziergang durch die Gassen von Florenz gerät Herr Antonio in „eines der verfallenden und halb verlassenen Quartiere“ der Stadt.*

Tritte hallten ihm entgegen, rasche, ungleichmäßige Tritte, und als sie näherkamen, mischten sich quiekende Laute hinein, wie sie ein trotziges oder gequältes Tier von sich gibt.

An Herrn Antonio lief ein Mensch vorüber, irgendein Kerl ohne Hut und ohne Kragen und schlurfend bei jedem Schritt.

Das Gesicht hätte Herr Antonio kaum zu erkennen vermocht, auch wenn er es versucht hätte, doch seine Blicke wurden von etwas Anderem angezogen.

In der rechten Hand trug der Mensch ein lebendiges Wesen, ein zappelndes Geschöpf, einen kleinen Hund dem Anschein nach. Er hielt ihn am Fell gepackt und ließ ihn, nach taktmäßigen Pausen, mit großer Heftigkeit gegen die Mauer anschlagen. Das Quieken des Tierchens war ein Schmerzgeheul, und es mußte auch wirklich ein schlimmes Gefühl sein, immer von neuem gegen die scharfen Kanten und Vorsprünge geschleudert zu werden.

„Geht das mich etwas an?“ versuchte Herr Antonio zu denken und trat im Weiterschreiten stark auf, um die Klagelaute nicht mehr zu hören.

„Der Stimme nach war es ein ganz junger Hund, ein kleiner ...“ sagte er dann zu sich, blieb stehen und horchte auf das ersterbende Geräusch, während die Ahnung von etwas Schlimmem verfinsternd durch sein Gemüt zog. Es war an der Stelle, wo die lange Gasse ein Ende hat und der Weg zur linken Hand sich im scharfen Knie fortsetzt.

Aus der Ferne ließ sich nun nichts mehr vernehmen. Herr Antonio starrte auf das Bildnis eines Apostels in seiner Nische, von dem nur der nackte Hals durch die unten brennende rote Lampe geheimnisvoll und schrecklich beleuchtet war ... Seine Augen irrten ab, sprangen von einer dunkeln Stelle des Gemäuers zu einer hellen und wieder zu dem roten Halse zurück ... Plötzlich überfiel ihn ein Zittern, durch seinen ganzen Körper machte sich ein Kältegefühl bemerkbar, er sagte zu sich selbst: nun werden meine Lippen weiß. Und mit einem so heftigen Ruck, daß sein graues Hütchen weit nach hinten glitt, wandte er sich um und lief – lief den Weg zurück, den er gekommen war.

„Ein ganz junges Tier,“ dachte er immerfort, „ganz jung ... Offenbar hat es seinen Herrn verloren und ist nun dem näch-

sten Besten nachgelaufen, voll Vertrauen, weil es die Menschen bisher immer gut behandelt haben. Der aber packt es beim Fell und schlägt es im Laufen gegen die Mauer ... Er wird das Ärgste mit ihm tun, Gott im Himmel ...“

Herr Antonio spähte, vorbeihastend, in alle geöffneten Tore ... Wenn der Mensch dort oben nach rechts oder nach links gelaufen war, dann entrann er! Aber das durfte nicht sein. Das wollte auch *Gott* nicht, der diese Ahnung, diese Gewißheit von etwas Entsetzlichem hatte entstehen lassen. Und wie überhaupt konnte ein Verbrechen begangen werden an einem solchen Abend – alle Sterne standen am Himmel, und die Luft war weich ...

Er nahm den Hut in die linke Hand; mit der rechten bewegte er in kurzen Rucken sein Stöckchen heftig auf und ab, als sei er bereit und begierig, eine Züchtigung zu erteilen.

Wahrhaftig, er wollte den Burschen züchtigen, die gemeine Freude sollte dem vergehen. „Ich bin nicht umsonst jeden Morgen zwei Stunden auf dem Fechtboden,“ fügte er bei sich hinzu und straffte, im Hinstürmen, die Muskeln seines rechten Arms.

Das Hündchen aber, – ja, er würde es auf den Arm heben, es nach Hause tragen, ihm ein schönes Bett zurechtmachen. Er würde von der Chaiselongue die seidene Decke für das Bettchen nehmen ... So ein armes Geschöpf! Und er glaubte, es wieder schreien zu hören vor Schmerzen und vor Angst ...

Er hörte es wirklich. Aus einem Torweg drangen seine wilden, hohen Schreie heraus zugleich mit einem schwach flackernden, rötlichen Lichtschein ... Herr Antonio sprang vor, er gelangte in einen kleinen, gepflasterten Hof, blickte um sich und *sah* ...

In der Ecke zur Linken saßen zwei Männer bei einem eisernen Gestell, einer Art Dreifuß, einem metallenen Behältnis, darin es von Kohlen flammte. Zwei haarige Hände, vom Feuer hell beleuchtet, hielten gewaltsam den braunen Kopf eines

kleinen Hundes fest, zwei andere Hände, mehr im Schatten, bewegten eine dünne eiserne Stange, deren Spitze glühte. Die glühende Spitze war dem Tier in das eine Auge gebohrt und drehte sich langsam ... Dies war es, was Antonio sah.

Er sank gegen die Mauer, aller Speichel vertrocknete in seinem Mund, und es war ihm, als entzündeten sich seine Augen. Die Beiden waren beschäftigt, sie bemerkten ihn nicht; so blieb er, gelähmt, einige Sekunden im Schatten der Einfahrt.

In diesen Sekunden, – während das Feuer einmal die vor Lust zitternden Kinnladen des Peinigers erhellte, einmal ganz stark wiederum die Fäuste des Handlangers, und einmal, bei einer heftigen Zuckung, des Opfers arme Augenhöhle, darin das Eisen stak, – in diesen Sekunden durchlebte Antonio mehr als in den letzten zehn Jahren seines amüsant verbrachten Lebens. Er stürzte, haltlos preisgegeben, von Wesensstufe zu Wesensstufe: vom Rächer zum Richter, vom Richter zum Heiligen und wieder zum Rächer. Ja – rächen!

Er riß seinen Revolver aus der Hosentasche und tat einen einzigen Sprung.

Der Helfershelfer schrie auf, und das Tier entfiel seinen Händen, – jammernd suchte es zu entlaufen, stieß gegen den Ofen und blieb, die Spitze noch im Auge, heulend liegen.

Der Quäler selbst hielt sein Instrument mechanisch fest; ihm floß Geifer vom Mund, vielleicht von der genossenen Lust her, vielleicht schon ein Geifer der Angst vor der erhobenen Waffe. Eingekeilt zwischen Mauer und Feuergestell hockte er da ...

Antonio hielt seinen Blick starr in diese Ecke gerichtet, – aufschreckend aber vernahm er das Winseln des Hündchens zu seinen Füßen und, ohne das Gesicht des Andern auch nur für einen Moment mit den Augen loszulassen, raffte er das Tier, das halbbetäubt sich wand, am Nackenfell herauf, setzte ihm den Revolver an das Ohr und schoß.

Die Leiche fiel schwer nieder; sie kam unmittelbar vor Antonio zu liegen. Sein Blut tropfte auf ihren Schädel, – denn von der Kugel, die, erlösend, den Kopf des kleinen Hundes durchbohrt hatte, war auch Antonios linke Hand getroffen worden, und das oberste Glied des kleinen Fingers war fortgerissen. Er bemerkte das nicht, das Glühen und Wühlen des Wundschmerzes war verloren an seinem Körper, den ein ungeheurer Affekt steifte. All sein Leben war in den Augen gesammelt, die den Blick des Verbrechers festzuhalten suchten, und in einer Stelle des Gehirns, wo der Gedanke an das Abscheuliche schwerfällig sich bewegte.

Der Helfershelfer war im Knall und leichten Dampf des Revolverschusses entsprungen.

Ein schwächerer Schein drang von dem nicht angefachten Feuer durch das kleine Gelatinefenster heraus. Und Antonio ahnte es vielleicht mehr, als daß er es sah, welch mächtige gelbe Zähne der Mensch hinter dem Ofen besaß, welch roten, rauhhäutigen nackten Hals und, über all dem, welch armselig schweißige Stirn von Zweifingerbreite ...

„Was soll ich mit ihm tun, Madonna, was soll ich mit diesem Menschen tun?“ dachte Antonio, – und bald dachte er es voll Verzweiflung. Er hielt den Revolver in der erhobenen rechten Hand; sein Arm würde müde werden ...

Eine Glutwelle stieg ihm plötzlich ins Gehirn, – vielleicht kam sie von der Wunde, – hinter seinen Schläfen, unter seinen Augen brannte wütende Hitze, und ein so maßloses Rachegehlüst erfüllte ihn, daß er, mitten in der Erregung, zu sich selber sagte, hier müsse mehr in Aufruhr sein als ein persönliches Gefühl ...

„Alle muß ich rächen,“ dachte er, „alle wollen, daß ich sie räche ...“ Doch er war keineswegs imstande, sich über diesen Gedanken klar zu werden.

In ihm wechselte jetzt das Begehren, furchtbar zu strafen, mit Stößen eines nie gekannten schwächenden Mitleids ...

„Die Augen ausbrennen, die Augen ausbrennen! Einem so guten Tier, einem jungen Tier mit weichem Maul ...“

Denn aus irgend einem Grunde erfüllte ihn gerade der Gedanke an ein weiches, nasses Tiermaul mit einer völlig unerträglichen Rührung.

„Scheusal!“ schrie er, vom nächsten Augenblick zur Wut zurückgerissen, „Scheusal!“

Er zitterte heftig, und mit der ganzen Kraft seiner Lippen spie er dem Andern ins Gesicht.

Doch er stand noch immer von ihm entfernt ... Und das Feuer brannte sehr dunkel, und war es erloschen, so beherrschte er ihn nicht mehr mit der Waffe ...

„Auf die Polizei denn mit ihm!“

Aber dort hatte man keine Strafe.

„Einen Schuß also, einen Revolverschuß durch den Schädel dort, der sich eben noch unterscheiden läßt!“

Aber das war nichts, das war keine Strafe, das war lächerlich. Der Tod? Hier taugte nur Eines ...

„Ihn quälen . . . ihn quälen ... Das Feuer anfachen, die Stange glühen und sie ihm, ihm selber in sein Auge bohren, damit er's fühlte ...“

Und Antonio, geschüttelt von seiner Wunde und von übermäßigem Racheentzücken, spürte schon den Buben zwischen seinen Knien. Ah, er hatte Riesenkräfte jetzt ...

Aber das war unmöglich, das hieß mit dem Verbrechen selber strafen ... Groß erhob sich in Antonio der Heilige, der er zuvor, gelähmt unter dem Torweg, für den Bruchteil einer Minute gewesen war.

„Ich selbst bin verworfen, wenn ich das will.“

So konnte denn nichts geschehen? Und das Feuer war am Verlöschen ...

Antonio betete, halb von Sinnen. Er rief, in so drangvoller Eile, Gott selber an und keinen Mittler...

„Vater im Himmel,“ dachte er flehend, während unerkant der Schmerz an ihm riß, „Vater im Himmel hilf mir! rate mir! was soll ich tun? Vater, so mächtig kann das Abscheuliche auf deiner – *deiner* Welt ja nicht sein, daß es ganz ohne Kampf siegt ... Vater erleuchte mich ... es wird dunkel, ich kann ihn ja kaum mehr sehen ...“

Ein letzter oder vorletzter Strahl zuckte über den roten Hals. Vor Antonios Ohren erhob sich ein lautes Summen. Nicht Luft mehr war um ihn, sondern ein zähes, graues Gewoge, das sich nicht atmen ließ. Der ganze weite Luftraum war verpestet durch die Ausdünstung dieses Niedrigsten, – in ihrer Entrücktheit erzitterten die Sterne vor seinem unentrinnbar ekelhaften Anhauch. Alles erstickte ...

Und im Ansturm des Entsetzens, den Kopf in Glut, fliegende Raserei den ganzen Leib entlang, setzte Antonio sich selbst den Revolver an die Schläfe und drückte ab. Er fiel tot in sich zusammen, und sein Kopf kam auf den weichen Rücken des Hundes zu liegen.

Der Bursche schlich sich aus seinem Winkel heraus. Er stieß, im eiligen Tasten, hart gegen den Vorsprung einer Mauer am Torweg, gab einen Wehlaut von sich, blieb stehen und rieb sich das schmerzende Knie. Dann hinkte er auf die Gasse hinaus und, immer hinkend, ohne sich umzuschauen, lief er davon.

## **Die Racker des Königs**

*Der hochbetagte George Keith, Erbmarschall von Schottland, lässt sich von seinem Haus zum Schloss Sanssouci hinübertragen. Zum letztenmal vielleicht will er seinen alten Freund König Friedrich besuchen. Er trifft ihn auf der Terras-*

*se, wo Friedrich in Gesellschaft seiner Windspiele der Ruhe pflegt.*

Er hatte sich einen bequemen, tiefen Sessel mit schräger Lehne hinaus auf die Terrasse tragen lassen und saß nun vor dem mittleren Eingang seiner Villa, angetan mit dem blauen Rock seines ersten Garderegiments zu Fuß, fast ohne Abzeichen, auf dem Kopfe den Hut, den er neuerdings überhaupt nicht mehr ablegte, außer bei Tisch. Die Beine hatte er auf ein niedriges Taburett gelegt, um sie vor der Bodenkälte zu schützen, und auf seinen Knien lag der Zobelmantel mit den silbernen Tressen, den er einmal von der russischen Elisabeth als Geschenk bekommen hatte, das einzige kostbare Stück seiner Garderobe, heute auch schon abgetragen und schadhafte. Ganz nahe bei ihm, der Liebling im Sessel selbst, zwei andere auf der besonnten Erde, lagen die Windspiele und blinzelten mit komischem Mißtrauen in die klare, aber noch kühle Luft. Die Lieblingshündin schnupperte an seiner linken Schoßtasche, denn dort pflegte er kleine Täfelchen Schokolade aufzubewahren, mit denen sie oftmals gefüttert wurde.

Mit einemmal sprangen die Windspiele auf und fingen an zu bellen. Sie waren hier oben an lautlosen Frieden gewöhnt und meldeten es zornig, wenn irgendwo in dem weiten Garten eine fremde Gegenwart sich kundtat.

Der König äugte umher und erkannte, daß drüben beim Hause des Freundes eine Bewegung begann. Er blinzelte und strengte den Blick an durchs Glas: eine Sänfte näherte sich, getragen von sehr farbig gekleideten Dienern. George Keith, Earl Marishal of Scotland, kam.

Keith winkte aus seiner Chaise. Die drei Windspiele rannten mit zornigem Lärm auf ihn zu, aber da sie den Alten erkannten, wurde ihr Bellen vergnügt, und sie liefen eifrig zwischen ihm und ihrem Herrn hin und her, um anzuzeigen, daß da nun wirklich einmal ein guter Mann komme.

*Am Vorabend des Bayerischen Erbfolgekriegs redigiert König Friedrich eine Ansprache an seine Generäle.*

Mit dem Beamten zugleich drängten die Windspiele ins Zimmer. „Wer hat euch gerufen, ihr Racker“, sagte Friedrich zu ihnen. Sie erkannten den freundlichen Ton und stellten sich schmeichelnd an ihm in die Höhe. Den Geheimschreiber begrüßte der König durchaus nicht. Dagegen richtete sich der alte Marschall am Stock empor und verneigte sich höflich.

„Leg’ Er das alles dort auf den Tisch“, sagte Friedrich deutsch zu dem Beamten, „und gebe Er mir die Ansprache an die Generale. Er befördert sie dann zum Druck an die gewohnte Stelle!“

„Ja, Euer Majestät.“

„Aber schlechterdings nicht, ehe ich sie gehalten habe. Verstanden?“

„Gewiß, Euer Majestät.“

„Am Dienstag oder Mittwoch werde ich sie halten, also vor Donnerstag darf sie nicht gedruckt werden! Er ist mir verantwortlich!“

„Ja, Euer Majestät.“

„Man muß alles neunmal sagen, Mylord“, wandte er sich an Keith. „Es sind ja alles solche Heuochsen!“

Der Geheimschreiber wurde sehr rot. Aber der Marschall lächelte ihm aus seinen milden Augen, mit seinem welken alten Mund, begütigend zu, so daß der Gescholtene wohl erkannte, er sei nicht bloßgestellt vor diesem freundlichen Greis.

Der König hielt das Blatt in seinen Händen. Er hatte den Text französisch diktiert, und dies war die Übersetzung.

„Kriegerische Ansprachen muß man noch halten, wenn man so alt ist“, sagte er zu Keith. „Ein schönes Handwerk! Sie werden lachen, Mylord, wenn Sie mich so pathetisch finden, wie die Helden Corneilles. Ich werde also Hauptprobe halten.“

Kommt her, ihr Kleinen“, sagte er zu den Windspielen, die erwartungsvoll und mit den Schwänzen wedelnd um ihn herumstanden, „ihr seid jetzt meine Generale. So, setzt euch in die Reihe! Du Phryne bist der General Stutterheim, du Pompon bist der General Moellendorf, und du Hasenfuß bist der General Butra.“

Keith lachte herzlich, das Gesicht des Geheimschreibers blieb ernst und kummervoll. Und der König las; er las mit seiner hellen, tönenden Stimme, die das Deutsche immer mit fremdem Akzent sprach, und er redete ziemlich laut, damit der alte Marschall auch wirklich alles verstünde, denn im Grunde gefiel ihm seine Ansprache sehr. Sie lautete:

„Meine Herren, die meisten von uns haben von ihren frühesten Tagen an zusammen gedient und sind im Dienste des Vaterlandes grau geworden, wir kennen einander also vollkommen wohl. Wir haben die Unruhen und Beschwerlichkeiten des Krieges schon redlich miteinander geteilt, und ich bin überzeugt, daß Sie ebenso ungern Blut vergießen wie ich. Aber mein Reich ist jetzt in Gefahr.“

„Das muß man immer sagen, Mylord“, warf er ein, jedoch nur, um sofort hinzuzufügen: „Im Grunde ist es aber die Wahrheit.“

„Mir liegt als König die Pflicht ob, meine Untertanen zu beschützen, auch die kräftigsten und schleunigsten Mittel anzuwenden, um das ihnen drohende Ungewitter womöglich zu zerstreuen. Um dies zu vollbringen, meine Herren“, er sah ernsthaft seine Hunde an, „dazu rechne ich auf Ihren Dienstifer und auf Ihre Neigung zu meiner Person, die Sie noch allemal gezeigt haben, und die auch bisher nie ohne Wirkung war. Übrigens können Sie versichert sein, daß ich die Dienste, die Sie Ihrem Vaterland und König leisten werden, stets mit warmem Herzen und wahrer Dankbarkeit erkennen werde.“

Während dieser letzten Worte hatte er in die Schoßtasche gegriffen und einige von den kleinen Schokoladetafeln hervor-

geholt; die Windspiele saßen noch immer in Habachtstellung vor ihm, aber als sie nun zum Lohn „für ihre Dienste“ mit den süßen Leckerbissen gefüttert wurden, gaben sie diese Haltung auf und knabberten in legeren Posen.

Der König änderte seinen Ton nun völlig: „Ich will auch noch darum bitten“, sprach er ernst, „daß Sie die Menschlichkeit nicht aus den Augen setzen, wenn auch der Feind in Ihrer Gewalt ist, und daß Sie Ihre Truppen die strengste Manneszucht beobachten lassen. Ich rücke nun aus, — o nein, o nein“, sagte er zu dem Beamten, „nichts von ‚rücke nun aus!‘ ‚Je pars‘, habe ich diktiert, ‚je pars‘, und was ich diktiere, muß Ihm schön genug sein. Geb’ Er Sein crayon!“ Er verbesserte den Text und las:

„Ich reise nun ab. Aber ich verlange nicht als König zu reisen. Reiche und schöne Equipagen haben keinen Reiz für mich. Doch erlaubt mir mein schwächliches Alter nicht, so zu reisen, wie ich in der feurigen Jugend tat. Ich werde mich einer Postkutsche bedienen müssen, und Sie haben die Freiheit, ebendergleichen zu tun. Aber am Tage der Schlacht werden Sie mich zu Pferde sehen, und da, hoffe ich, werden meine Generale meinem Beispiel folgen.“

Er unterzeichnete und gab das Blatt zurück. „Denn wenn jetzt sogleich der österreichische Herr kommt, Mylord, und er sieht dies auf dem Tische liegen, dann macht er augenblicks kehrt. Und es wäre doch schade um seine präparierte Rhetorik.“

Der Geheimschreiber ging, und mit ihm wurden auch die Windspiele wieder fortgeschickt. „Sie würden die Feindseligkeiten vorzeitig eröffnen. Dem russischen Bevollmächtigten haben sie kürzlich die Hosenschnalle abgebissen, sie sind ganz verrückt. Ja ja, Pompon, du warst es gerade, geh du nur auch fort!“ Und er schloß hinter ihnen die Tür.

## Alkmene

*Zwei Jahre vor seinem Tod hält der schon schwer vom Alter gezeichnete Alte Fritz wie alljährlich seine große schlesische Truppschau ab.*

Er verweilte einige Augenblicke und sah sich um, mit sehr unzufriedenem und galligem Ausdruck. Seine Stimmung bei der gesamten diesjährigen Revue war fürchterlich. Er sprach mit gar niemand, zeigte sich kalt bis zur Unhöflichkeit, hatte am gestrigen Abend bei Tafel selbst Lafayette nicht beachtet und war nach einer unbehaglichen Stunde verschwunden.

„Keine Stafette gekommen?“ fragte er in die Stille hinein mit seiner hohen, einnehmenden Stimme, die so häufig zu schneidenden Worten in Kontrast war. Ein Adjutant trat hastig heran und erstattete Meldung. Es war keine neue Stafette gekommen.

In der Suite sah man sich vorsichtig und bedeutungsvoll an. Während der ganzen Manöverreise nach Schlesien, die nun eine Woche schon dauerte, waren tagtäglich diese geheimnisvollen Botschaften angelangt, vom Könige stets mit äußerster Ungeduld erwartet und erbrochen. Man sah die fliegende Röte in seine gelben Wangen steigen; seine Hände zitterten beim Entfalten, und sein Mienenspiel zeigte Angst und Aufregung. Wo immer es sein mochte, auf dem Ritt, bei der Inspektion, bei Audienz, bei Tafel, verlangte er sofort Papier und Stift, schrieb einige Zeilen nieder, verschloß selbst sorgsam die Antwort und beorderte den Feldjägeroffizier augenblicklich wieder nach Potsdam. Der bedauernde Herr nahm hastig und verstohlen eine Art Mahlzeit zu sich, bestieg einen frischen Gaul und jagte, durch schlesischen und brandenburgischen Lehm und Sand, auf immer gewechselten Pferden mit dem Zettel des Königs seine Straßen zurück.

Was ging vor? Nichts war undenkbar. Der alte dürftige Mensch da unter der Wölbung war der Blickpunkt des Erdteils, wie er jetzt der Blickpunkt einer internationalen Generalität war. Er bedeutete eine Macht, jedem Souverän als Bundesgenosse den mächtigsten Zuwachs, aber als undurchschaubar, als rätselvoll, als unheimlich war er dennoch gescheut und gemieden, und Preußen stand ziemlich einsam in der Welt, wieder einmal. Was war im Werke? Neuer Krieg, da doch seit dem Erbfolgestreit die europäische Erde befriedet schien? Lockerte sich vollends Preußens Verhältnis zu Rußland, war die Union zwischen Petersburg und Wien zur gewaltigen Tatsache geworden? Stand vielleicht Preußens so lange gewünschte Allianz mit Frankreich vor ihrem Abschluß? Ging es um Friedrichs weitausschauende Pläne eines deutschen Fürstenbundes? Oder setzte der Kaiser Joseph doch noch seine Absichten durch und gab die Niederlande hin, um dafür Bayern seinen Erblanden anzugliedern? Der verschlossen blickende Alte im blauen Infanterierock hielt jetzt vielleicht Europas Schicksal in seinen gichtischen Händen. Seine Armee, von ihm zu einem Werkzeug furchtbarer Schlagkraft herangebildet, war fähig, in jedem Konflikt des Erdteils die Entscheidung zu bringen. Und sein Feldherrnruhm, geschmiedet und gehärtet in heute schon mythischen Schlachten, würde vor dieser Armee hersausen als eine mähende Sichel.

Was ging vor? Was bedeuteten diese Eilenden, die zwischen Potsdam und Schlesien einherzuckten, und deren Nachrichten ihn, den Gelassensten, aufregten bis zur Sichtbarkeit? Dergleichen war niemals wahrgenommen worden. In ihren Quartieren, an den wackeligen Tischen dieser Pfarrer und Magistratsräte und Krämer, saßen am Abend der Revuetage die fremden Herren und berichteten in kurialem Französisch an ihre Marschälle daheim, an ihre Staatskanzler, an ihre Souveräne, und es gab kaum eine Residenz in Europa, der nicht von Glogau her, von

Liegnitz, von Jauer, von Neiße, eine geheim zitternde Bewegung mitgeteilt worden wäre.

*Während des Manövers haben besonders die Husaren unter des Königs Missstimmung zu leiden, die er trotz unaufhörlichen Regens gnadenlos exerzieren lässt. Auf sich selbst nimmt er ebensowenig Rücksicht und lehnt es ab, sich vor dem Regen zu schützen.*

Quer über das Exerzierfeld kam eben einer gejagt, geradeswegs auf den König zu. Im gleichen Augenblick hörte mit einem Schlag der Regen auf, ein Strahl der Mittagssonne zückte hernieder, das Wasser auf Mänteln, Hüten, Zaumzeug und Waffen erglänzte, die zahllosen Pfützen und Tümpel des zerstampften Feldes strahlten auf wie Silber, mit einem hellen, erlösten Jubelschrei strichen ein paar Vögel hoch über den Häuptern dahin.

Der Reiter kam näher, schon sah man an seiner linken Seite die flache Tasche der Feldjägeroffiziere. Friedrich war aufmerksam geworden, er ritt ein paar Schritte weit dem Kurier entgegen und machte ungefähr dort Halt, wo in seinem Kragenmantel noch immer Lafayette hielt. Dem Marquis ging ein Stich des Mitleids durch die Brust, gekreuzt von einem Strahl fast religiöser Ehrfurcht. Wie der König nun in praller Sonne auf seinem nasseblanken Pferde saß, sah man erst, wie er sich hatte mitspielen lassen. Als ein tiefender Lappen klebte die blaue Uniform an dem gekrümmten Leibe, aus dem formlos zerweichten Hut floß stromweise das Wasser über ein krankes, elendes Gesicht. Aber seine rechte Hand öffnete und schloß sich zuckend wie in äußerster Ungeduld. Der Marquis blickte nach der Schutzhütte. Die noch dort waren, traten eben unter dem Dach hervor und schauten herüber, aufs äußerste interessiert; Lafayette gewahrte unter den Vordersten den roten Generalsrock seines Gegners, des Lord Cornwallis. Er für seine Person wollte sich nun auch entfernen, dies schien ihm schicklich.

Aber der König bemerkte es, lüftete seinen Hut und sagte mit leiser Stimme: „Restez toujours!“

Der Jägeroffizier war heran, parierte seinen Fuchs, wollte abspringen und salutieren. Der König unterbrach den Gruß, streckte heischend die Hand aus und erbrach mit Gier die Depesche ...

Lafayette und ein anderer Herr sprangen vom Pferd und eilten auf ihn zu. Friedrich hatte so heftig im Sattel geschwankt, daß es aussah, als müsse er stürzen. Er hielt sich aber, tat einen tiefen, pfeifenden Atemzug und hatte noch die Kraft, sich mit dem Schimmel ein wenig abzukehren. Lafayette sah im Profil, daß der Mund nach Luft suchend offenstand, daß das Auge sich vorwölbte, als wollte es zerspringen. Und nun schloß sich das Lid, und eine schwere Träne quoll hervor. Es war dem jungen General, als stehe er unziemlicher Weise so nahe. Er trat mehrere Schritte zurück.

Völlige Stille herrschte. Der Kurier saß wartend, unbeweglich hielt in Entfernung die Husarenfront, dort hinten vor der Hütte spähte man lautlos.

Endlich, nach mehreren Minuten, stieg der König vom Pferd. Er tat es, ohne auf schöne Linie bedacht zu sein, ließ sich einfach an der nassen Flanke herunterrutschen.

„Hat Er Crayon?“ fragte er den Feldjäger mit dumpfer und verschleierter Stimme. Der erschöpfte Herr verstand ihn nicht recht oder konnte nicht dienen. So nahm der König von Lafayette das Notwendige, lehnte dessen Portefeuille gegen den roten Sattel seines Schimmels, zog den Handschuh ab und schrieb. Seine magere Hand bewegte sich unsicher; Lafayette gewahrte an ihr einen Ring mit einem sehr großen, grünen Halbedelstein, kunstlos gefaßt und gar nicht kostbar, und er wunderte sich darüber. Es war aber ein schlesischer Chrysoptas, ständiges Merkzeichen der eroberten Provinz. Nun sah er den König die Lippen bewegen, und er hörte ein Wort, einen Namen.

„Alkmene“, sagte Friedrich vor sich hin. „Alkmene, Alkmene“, im Ton der bittersten Klage. Der Marquis schlug die Augen nieder. Er hatte dies nicht gehört. Es war nicht zu verstehen, es war nicht zu deuten. Er verbot sich, darüber nachzudenken. Er würde nie davon sprechen. Es war schon vergessen.

Da hörte er sich angerufen und war sogleich gegenwärtig.

„Sir, es befinden sich Siegelmarken in dem äußersten Fach“, gab er zur Antwort. Der König fand das Bezeichnete, er faltete seinen Zettel und verschloß ihn. Sein Blick fiel auf die Oblate: sie zeigte nicht das Wappen des Marquis, sondern eine symbolische Figur, eine Libertas mit flatterndem Haar, in einer Gloriole. Da schaute Friedrich den jugendlichen Helden an, und aus seinem nassen, kranken und traurigen Gesicht trat ein Lächeln, wissend und schwermütig, das nach einem ganz kurzen Augenblick wieder verschwand.

„Zurück nach Potsdam“, sagte er zu dem Feldjäger. „Beeil’ Er sich. Ich folg’ Ihm auf dem Fuße.“ Der Feldjäger stürmte davon.

Friedrich winkte einem der Adjutanten. „Ich breche die Reise ab. Laß Er in Neiße alles bereitzsetzen. Und zunächst will ich die Offiziere zur Kritik.“

Sie näherten sich eilig in Gruppen: der Oberst, die Majors, die Rittmeister, die Lieutenants, die Cornetts, fünfzig oder sechzig Herren an der Zahl. Sie sahen übel zugerichtet aus, und noch übler war ihnen zu Mut. Wieder wollte Lafayette sich zurückziehen.

„Restez toujours, monsieur!“ sagte der König.

Wie er nun mit der Kritik begann, suchte er seiner Stimme Halt und Klang zu geben, aber es gelang ihm stets nur für einen Satz oder zwei. Sogleich ward sie wieder schwächer und versank beinahe in ein Murmeln. Dabei triefte er noch immer vor Nässe, ein Zittern vermochte er nicht zu verbergen, und sein Gesicht schien völlig das eines Sterbenden. Einige Male ging

offenbar eine starke Bewegung durch sein Gemüt, dann stockte er ganz, war wie abwesend, und konnte erst nach einem Ruck, einer sichtbaren Anstrengung, fortfahren.

*Nach einer dreitägigen Parforcefahrt erreicht Friedrich schließlich Schloss Sanssouci in Potsdam.*

Alkmene, die Hündin, das Windspiel, sein Liebling, seine Freude, sein Trost, sie lag tot hingestreckt auf dem kleinen Tisch, überdeckt von einem hohen, spiegelblanken Gewölbe, einem Glassturz, der sonst eine kostbare Standuhr beschützte. Da lag sie, bestrahlt von zwei fünfarmigen Leuchtern, die rechts und links auf dem Kamin standen und ihre Flammen im Spiegel verdoppelten. Sie ruhte, den zarten Kopf ins Zimmer gewendet, auf der Flanke ganz wie im Schlaf, das Lid des Auges hatte sich etwas gehoben, und man sah einen Streifen der dunklen Iris. Die geisterfeinen Beinchen lagen artig nebeneinander, eines von den vorderen kokett ein wenig gebogen. Das helle Fell schimmerte in seidigen Reflexen unterm warmen Kerzenlicht. Es war zuerst gar kein trauriger Anblick, an diesen Tod zu glauben war kaum möglich, man mußte beinahe rufen „Alkmene Alkmene!“, und gleich würde sie aufspringen auf ihre Beinchen.

Und doch hatte Alkmene schon im Grabe gelegen.

Als Friedrich zur Revue abreiste, war sie krank. Er reiste schwer, er brachte es kaum fertig, zu reisen. Aber er schämte sich, eines Hundes wegen seine Arbeit, die Armee, eine Provinz, im Stich zu lassen, und schämte sich auch wieder dieser Scham. Einerlei, er war gereist, pünktlich am fünfzehnten August wie alljährlich. Die drei Kammerhusaren hatten Befehl, an jedem Morgen genauen Bericht über den Liebling abzusenden. Und an jedem Abend hatte ein abgehetzter Offizier vom Feldjägerregiment die zwei Tage alten Weisungen des Königs zurückgebracht. Diese Offiziere wußten nicht, was sie beförderten, denn Schöning, Strützky und Neumann schwiegen still. Sie

lachten auch nicht einmal, wenn sie ganz unter sich waren, und sie pflegten Alkmene mit Angst und Sorge und endlich mit Verzweiflung. Es hatte nichts geholfen, das zierliche Tier war ihnen gestorben, und sie begruben es vor den Fenstern des Königs, beim Sockel der liegenden Flora, wo schon mehrere seiner Hunde lagen. Mit Zittern redigierten sie die Nachricht.

Gestern am Abend nun war der Befehl zurückgekommen, sie sollten Alkmene wieder aus ihrem Grab nehmen und sie in der Bibliothek hinbahnen; er selber folge der Botschaft. Da war er nun, und da lag Alkmene unter dem Glassturz.

Aber auf allen Reichsstraßen Europas schossen zu dieser Sommernachtsstunde, jederlei politische Kombination in ihren Taschen, die Kuriere der Mächte dahin. In allen Staatskanzleien brannte noch Licht, und in ihren Landschlössern warteten die Gekrönten: Joseph in Laxenburg, Karl im Escorial, in Zarskoje Selo Katharina, Georg in Windsor; sogar der Papst.

Dem König war nicht einfach ein Hund gestorben, der auch zu ersetzen war.

Alte Leute werden ja immer einsam, sie leben nicht mehr mit ihrer Generation; die mit ihnen jung, die mit ihnen reif waren, sind fort, und sie sprechen eine Sprache ohne Echo. Die letzten Jahre hatten furchtbar um ihn aufgeräumt, es war niemand mehr da. D'Argens, Seydlitz, Fouqué, Buddenbrock, alle dahin, Krusemarck, Quintus Icilius binnen drei Tagen, und dann auch der Beste und Letzte, der Treuste der Treuen, der Vornehmste unter den Klugen, der Klügste unter den Redlichen, Earl Marishal Keith. Er war ganz allein. Die jetzt noch seine schweren, ungesunden Diners mit ihm teilten, sie galten ihm nichts, sie hatten ihm die Stichworte zu liefern für seine Geschichten und Anekdoten, denn er sprach gern beim Essen. Frauenliebe hatten seine reifen Jahre nicht gekannt, damit hatte es eine dunkle, schwere Bewandnis; in einem dürftigen Schloßchen im Norden von Berlin hauste die alte Dame, mit

der er seit fünfzig Jahren verheiratet war, und die er alljährlich schandenhalber einmal auf eine halbe Stunde besuchte. Familie hatte er auch einmal besessen, und wenn er an den Fingern richtig zählte, so waren sie zehn Geschwister gewesen, und vier davon mußten sogar noch leben. Geliebt hatte er nur die eine gescheite Schwester in Bayreuth, und die war seit einem Vierteljahrhundert tot. Er hatte nichts mehr, was ihm nahe und teuer war, dieser Große und Weltberühmte, als seine Hunde.

Die wortlose Kreatur hatte er immer gern gehabt, nie duldete er einen Schlag oder auch nur einen Schabernack gegen ein Tier. Für seine Reitpferde gab es keine Peitsche und keinen Stachel, und er pflegte sie mit seinem schönen Obst zu füttern, überzeugt, das müsse ihnen schmecken wie ihm selber. Die Affen durften in seinen Zimmern treiben, was sie wollten, er lachte gerührt über sie, und als der eine an der Schwindsucht starb, ließ er die anderen mit Betrübniß im Herzen in ihre warme Heimat zurückbringen. Das arabische Dromedar hatte er erst nicht annehmen wollen, als es ihm der russische General anbot, und hatte von einem Gelehrten seiner Akademie ein Gutachten eingeholt, ob dieses Tier das märkische Klima auch gewiß vertrage. Seine große, seine wirkliche, seine leidenschaftliche Zuneigung aber gehörte doch allein seinen Windspielen.

Das Volk, das immer greifbare Gründe braucht, wollte wissen, diese Passion sei damals so stark geworden, als ihm die berühmte Biche im Siebenjährigen Krieg durch ihre Klugheit das Leben bewahrte. Die habe einmal mit dem König im Versteck unter einem Brückenbogen gegessen, und mit Gepolter und Hussa seien oben die verfolgenden Panduren über die Brücke dahingejagt; aber die Biche haben ihren Herrn nur verständig angesehen, habe sich unbeweglich gehalten und nicht gebellt. Nun, das war vielleicht Heldensage und gut für das Volk. Aber da auch die obere Klasse, da auch die internationale Gesellschaft ihrem Denken nach überwiegend zum Pöbel ge-

hört, so gab es in den großen Hauptstädten noch eine andere Erklärung, nicht weniger konkret, aber weniger harmlos. Es war ein Jahrhundert der Erotik und der Abnormitäten, und so nahm man denn ohne weiteres an, daß der König mit seinen zierlichen kleinen Hündinnen – denn Hündinnen bevorzugte er ja – eben einfach zu Bett gehe, daß sie ihm das Weib ersetzen. Und dem äußeren Vorgang nach ließ sich das sogar schwer widerlegen, denn die Lieblingshündin schlief wirklich jede Nacht in seinem Bette. Es kümmerte ihn gar nicht, was man über seine Neigung dachte. Er verachtete die Menschen und ihre Meinungen, er verachtete jede heuchlerische Sittsamkeit in solchem Grade, daß ihn derartige Ausstreuungen höchstens erfreuten. Ihm hätte es gerade einfallen können, dem Geschwätz der Höfe zuliebe etwas von seinen Gewohnheiten aufzugeben!

Nach wie vor wurde auf dem Jägerhof eine Zucht der kleinen italienischen Windspiele gehalten. Weniger als vierzig waren dort niemals, mitunter aber waren es siebzig und achtzig, bedient von mehreren Jägern. Schlimm für diese, wenn von den Jungen, den Winzigen mehr an der Staube wegstarben, als es dem Könige tristes Naturgesetz zu sein schien. Oft kam er von Sanssouci herüber, um nach dem Rechten zu sehen, unvermutet, als Popanz.

Die Schönsten und Klügsten nahm er dann hinüber in die Villa auf dem Hügel, nie waren weniger als drei in seiner Gesellschaft. Ihnen war alles erlaubt, die Nachsicht des Königs hatte überhaupt keine Grenzen. Sie saßen neben ihm auf den Sofas, sie sprangen ihm auf den Schoß, während er schrieb, und er hörte lieber auf zu arbeiten, ehe er die Leichten hinuntergestreift hätte. Sie durften spielen, womit sie wollten, sie durften zerbeißen, was sie wollten, und wären es Kostbarkeiten gewesen. Sie waren immer bei ihm. Wenn er nach dem Mittagmahl draußen vor den Fenstern in der Sonne saß, waren sie in seinem Lehnstuhl oder an seinen Füßen. Und zeigte sich

dann weit unten vor den Terrassen ein Fremder, so fingen sie zornig an zu bellen, und der menschenfeindliche König lobte sie sehr dafür. Erst wenn er am Abend sich schlafen legte, wurden sie fortgebracht, bis auf den einen, der sein Lager teilte. Aber frühmorgens, gleich beim Erwachen, kamen sie alle wieder.

Aufs zärtlichste sorgte er selber für sie. Wehe dem Diener, wehe aber auch dem Gast, der einen von ihnen versehentlich trat. Unweigerlich geriet der König außer sich, er hob seinen Stock, er glich seinem wütenden Vater. Keine Rücksicht, keine Etikette hielt ihn von groben Beschimpfungen zurück. Mitunter kamen in wichtiger Mission Fremde zu ihm, im ordengeschmückten Galakleid, das Exposé auswendig gelernt. Der Kammerhusar öffnete, da saß der König am Boden, im alten Rock, den Hut auf dem Kopf, und fütterte seine Hunde. Mit dem Stock schob er ihnen die Brocken zurecht.

Er konnte nicht ohne die Tiere sein. Der Liebling begleitete ihn ja auch im Kriege, er war bei ihm bis fast in die Schlachten hinein. Aber wenn der König das Winterquartier bezog, dann gingen auch die übrigen in einer Eilpost von Sanssouci ab, und dies war für die ganze Welt das Zeichen, daß der Feldzug des Jahres nun zu Ende sei.

War Frieden, so vertauschte er alljährlich für einige Wochen sein Potsdam mit Berlin. Pünktlich am zweiundzwanzigsten Dezember ritt er selbst in der Frühe dorthin ab, aber erst wenn die Mittagssonne schien, reisten die Hunde. Es war ein sonderbarer, ja ein phantastischer Zug. Voran wiegte sich das arabische Dromedar, mit einer grünen Schabracke bedeckt, auf welcher der Kasten mit den hundert Tabaksdosen befestigt war; dann folgten in einer sechsspännigen Kutsche die Windspiele, in warme Tücher eingeknüpft und zugedeckt noch außerdem. Der Bediente, der sich auf dem Rücksitz hielt, die munteren Tierchen im Fond sich gegenüber, redete unaufhörlich mit ihnen, ermahnte sie, sich nicht zu entblößen und hob sie wieder

hinauf, wenn sie vom Sitz sprangen. „Hasenfuß, seien Sie doch ruhig“, sagte er, denn er sprach wahrhaftig in der dritten Person, „bleiben Sie doch hübsch im Warmen, Pompon! Alkmene, bellen Sie nicht so wild!“ In Berlin aber waren die Kleinen erst recht Trost und Erholung des Königs, denn dort, während des sogenannten Karnevals, war er ja leider genötigt, einige große Diners zu geben und auch, zu seinem unbeschreiblichen Verdruß, mehrmals die schlechte Oper und sogar einen Ball zu besuchen. Da nahm er sich freilich erstaunlich aus.

Die Wohlwollenden also hielten dies alles für Schrulle, die übelmeinenden für eine Verkehrtheit der Triebe. Es war dies nicht und war mehr als das andere. Je älter er wurde, je mehr er die Bosheit und Niedrigkeit und geschwollene Torheit der Menschen durchschaute, desto zärtlicher kehrte sich sein Herz dem klaren, einfachen Wesen dieser redelosen Geschöpfe zu.

Ihnen konnte man glauben. Auf sie durfte man zählen. Eines Tag waren sie wie den andern, immer zutraulich, immer gut Freund. Ihr Gesicht, ihr Windspielgesicht, zeigte mitunter einen vornehm-komischen Mißmut, aber doch waren sie vergnügt. Sie zitterten öfters sogar in der Sonne, so fein hatte Natur sie gebildet, aber doch waren sie munter und wohl. Immer lebten sie ganz in der Gegenwart und machten dem beschwerten, dem umgetriebenen Herzen den Wert jeder guten Minute fühlbar. Ganz sie selber und frisch und gleichsam ewig jung sprangen sie an jedem Morgen vom Lager, und jeder Tag war der einzige für sie und ein schöner. Ein Labsal waren sie in seinem mit Verantwortung überfrachteten, mit Zwecken bis zum Rande gefüllten Dasein. Er, der mehr arbeitete als irgendein Mensch, der von seinen Dienern, seinen Helfern Arbeit, Arbeit verlangte bis zum Erliegen, er flüchtete in die Nähe dieser von jeder Pflicht, jedem Zwang freien, nur schönen, nur glücklichen Wesen, wie in ein Elysium. Nie ermüdeten sie ihn, nie störten sie ihn, gerne gab er ihnen von seiner Gegenwart und Aufmerksamkeit, soviel sie verlangten. Das Widrigste auf

Erden war ihm Heuchelei, an keinem Kruzifix konnte er vorüberreiten, ohne zu lästern, weil er den Menschen zeigen wollte, er glaube nicht, daß sie glaubten. Alle hielt er für Lügner und Gleißner. Nur seine Hunde heuchelten nicht. Ihr naiver Egoismus rührte und erfreute ihn: er war die Natur selbst.

Daß er vor allen Rassen das Windspiel bevorzugte, lag zuerst wohl in der Zeit. Das Windspiel war ein echter und rechter Rokokohund, ein Hund der Mode. Daß er es lebenslang beibehielt, daß er niemals an andere Rassen auch nur dachte, hatte bessere Gründe.

Er liebte seine Grazie und Feinheit, die anmutig klare Linie der Glieder. Diese Hunde und sein Geschmack waren so undeutsch wie möglich. Sie waren alles, was sein Preußen, was seine Mark nicht hatte, dieses derbe und wolkige Land, in das er gebannt blieb. Italienische Windspiele nannte man die Rasse; aber sie bedeuteten ihm nicht nur die Heiterkeit und den durchsichtigen Himmel von Florenz, sie waren, als Gleichnis und Gruß, sein kunstschönes, freies Athen, sein elegantes, graziles Paris. Dies Sanssouci hier war ein Kloster, und er war der alte, groteske Abt. Was von feiner Sinnlichkeit, was von leichtem Leben hier zu spüren war, es kam von den zierlichen Tierchen. Mit nie sich mindernder Freude und Rührung sah er sie springen oder den schmalen Kopf heben oder die adelig schmalen Pfötchen flach auf dem Boden ausstrecken, dicht beieinander, und empfand sich selber dabei sehr stark als eine tolle Kontrastfigur, sich mit seinen Gichtknoten, seinen sieben Zähnen und seinem tabakschmutzigen Rock.

Immer hatte der König eines von ihnen am meisten geliebt, immer gab es eine kleine Favoritin an diesem Hof. Aber nie war ihm eine so teuer gewesen als nun Alkmene. Es lag nicht bloß daran, daß er nun sehr alt war und noch weniger als früher irgendeinen Menschen besaß, dem er sein Herz zuwenden konnte. Es lag auch daran, daß Alkmene so schön und so klug war. Auf seinen eigenen Armen hatte er sie vom Jägerhof her-

übertragen, als sie noch ganz klein war. Damals wog sie kein Pfund, und es schien ihm ein herrlicher Spaß, dies unirdisch zarte Spielding auf den Namen der Herkulesmutter zu taufen. Aber auch erwachsen wog sie nicht mehr als vier, sie war das feinste und höchste Produkt der vieljährigen Zucht, sie war das zierlichste, das bezauberndste Windspiel, das es wahrscheinlich auf der ganzen Erde gab. Sie konnte der König auch dann noch auf seinen Armen umhertragen, als seine Gicht immer schlimmer wurde.

Alkmene verließ ihn keine Stunde. Immer saß sie auf einem niedrigen Stuhl neben dem seinen, auf einem Daunenkissen, das kaum eine Mulde zeigte von ihrem kleinen Leib. Sie aß mit ihm; bei Tafel legte er rücksichtslos ihre Fleischstückchen auf das damastene Tischtuch, damit sie sich abkühlten. Sie ging mit ihm in der Bildergalerie auf und ab und betrachtete wie er die neuen Gemälde. War der König traurig, so bemerkte sie es gleich und machte ihm von selbst alle Kunststücke vor, die sie wußte, sie wartete auf oder stellte sich tot, mehr war es nicht, denn der König wollte nicht, daß seine Hunde etwas lernten. Sprach er zu ihr, so legte sie mit unbeschreiblich klugem Ausdruck ihren holden, schmalen Kopf auf die Seite und lauschte. Aber schalt er einmal, ganz behutsam, so ertrug sie es nicht, sondern sie legte ihm eine Pfote auf den Mund, als eine Bitte, er möge doch aufhören.

Wenn dergleichen geschah, dann kannte sich der König nicht mehr vor Entzücken. Er sprang auf, er nahm Alkmene in seine Arme, er preßte sie stürmisch an seinen blauen Uniformkittel, er küßte sie mit seinem entzahnten Mund, lange und immer wieder, er gab ihr die süßesten Namen. Manchmal liefen ihm Tränen herunter, vor Glück seines alten, einsamen Herzens. Und wenn sie abends miteinander zu Bette gingen, dann lag Alkmene dichter bei ihm als je eine Vorgängerin, zwischen seine Brust und seinen rechten Arm geschmiegt lag

sie still, wie ein Kind bei der Mutter, und atmete ihren leichten Hauch, ihre sanfte Wärme gegen seine Schulter.

Und jetzt war Alkmene tot.

Stock und Kassette hatte er fortgelegt, stand nun mit hängenden Armen da und sah auf den ruhenden Liebling nieder. Der schrecklichste Stoß des Schmerzes war ausgeblieben, wie immer, wenn ein Herz ihn erwartet; auch war Alkmene ja so schön noch, so unentstellt, so wie atmend, ihr Fellchen glänzte hellgolden, wie das Gold des Champagners.

Er blickte zur Seite, da stand neben dem Tischchen Alkmenes Stuhl, bedeckt mit ihrem runden Kissen. Hier hatte sie gesessen und zugesehen, wie er das Reich regierte. Sie verhielt sich immer ganz artig und leise dabei, nur ihre Füße waren oft in einer kleinen, nervösen Bewegung. Mit der hatte sie das Kissen zerkratzt und ein wenig zerrissen, und an einer Stelle sahen die Federn hervor. Das war schlimm, dies Zeugnis vergangenen lieblichen Lebens neben der kleinen Toten. Aber auf dem Stuhl lag noch etwas anderes, das war Alkmenes Halsband. Es bestand aus einem grünen Lederstreifen und war mit einem silbernen Plättchen beschlagen. Er nahm es und las, was darauf geschrieben stand: „On m'appelle Alcène et je suis au Roi“, er griff mit seinen beiden Händen hinein in die Innenseite und glaubte noch die Wärme des schmalen Hälschens zu spüren. Er ließ es fallen, und er weinte.

Über den Glassturz gebeugt stand er da, und es war, als ob alle Tränen, die sein alter Leib noch hervorbringen konnte, auf einmal emporquollen. Er schluchzte, er schrie vor sich hin, er fuhr sich mit dem rauhen Uniformärmel über die Augen, er wischte auch mit dem Rücken seiner Hand darüber, und da sein Gesicht seit Tagen nicht ordentlich gewaschen war, so entstellte er es nun völlig. Seine Tränen strömten, strömten, sie taten seinen Augen weh, so gewaltsam drängten sie hervor, sie tropfen hinab auf den Glassturz, und hier zerteilten sie sich über

der unberührbaren Toten und flossen nach rechts und nach links an den krystallinen Wänden hernieder.

Mit einem Male formte sich ein Gedanke, ein Satz in seinem Haupte und hemmte den Schmerz. Er dachte und bewegte dabei seine Lippen: dies sind die letzten Tränen, die ich weine.

Sein Weinen versiegte. Er tat einen Gang um das kleine, runde Gemach, vorbei an den Glasschränken mit den rotgebundenen Werken der Weisen; unter den leeren Blicken von Sokrates, Apoll und Homer, die von ihren Konsolen auf ihn niedersahen, machte er dreimal den Kreis um die Arbeitszelle eines halben Jahrhunderts.

Er blieb an einem der hohen Fenster stehen, die fast bis auf den Boden reichten. Es war das östliche Fenster. Drüben am Rand der Terrasse, lag auf ihrem schönen Sockel die Gestalt der Flora, vom Mondlicht erhellt. Dort würde er selber bald liegen, unter diesem Sockel war seine Gruft. Daneben, ganz dicht dabei, waren seine Hunde begraben, Alkmenes Vorgänger in seiner Liebe. Da lagen sie, längst zu geisterfeinen Gerippchen geworden, in einer Reihe, von kleinen Steinplatten überdeckt, auf denen die Namen standen. Aber am Ende der Reihe, sehr schwarz in der Mondbeleuchtung, war eine kleine viereckige Erdgrube sichtbar, das war das Grab, aus dem sie Alkmene wieder genommen hatten. „Ma petite Alcmène“, sagte er flüsternd in der Sprache seines Herzens, „bientôt je me coucherai tout près de toi.“

Er trat zurück an das Tischchen, er legte beide Hände flach an die Seiten des Glassturzes und hob ihn in die Höhe, nicht ohne Anstrengung. Er wollte Alkmene noch einmal anfühlen, wollte noch einmal spüren, wie leicht sie war, wollte sie streicheln und wollte sie küssen. Aber er fuhr zurück. Ihre Unangehörtheit war Schein, unter dem seidenen Fell war schon Fäulnis und rasche Arbeit des Todes.

Er stellte den Glassturz eilig wieder hin. Der Atem der Verwesung hatte ihn getroffen, ein Anhauch der tausend Wunden,

des tausendfältigen Siechtums, das er hinter sich gelassen hatte auf seinem leidvollen Wege. O Friede und Ende, o Schuldlosigkeit, o Erlöschen!

Nun lag Alkmene wieder schimmernd da unter dem Krystall, wie schlafend. Aber der König war in der Hast nicht ganz sorglich gewesen, ihr Körper war nicht völlig umschrieben von der eirunden Kante, und eines von den Beinchen sah hervor. Ganz zart und dünn, ein Geisterpfötchen, ragte es dem König entgegen, und es war, als strecke ihm sein Liebling eine zierliche Hand hin, um ihn nachzuziehen in das Nichts, in den Trost der Vernichtung.

## **Beauty**

Die junge Dame hieß Ethel Anson und stammte aus einer sehr guten und auch wohlhabenden Familie, die in Devonshire zu Hause war. Ihr Vater lebte nicht mehr. Mit neunzehn Jahren, auf ihrem zweiten großen Ball in Exeter, lernte sie Herrn Allan Redgrave kennen, der als Leutnant in der indischen Armee diente und der ein hübscher Junge heißen durfte, trotz seines etwas bleichen Teints und seiner ein wenig zu glänzenden Augen. Sein Urlaub war beinahe abgelaufen, aber die kurze Zeit, die übrig blieb, genügte, um ihn und Ethel zu den zärtlichsten Überzeugungen zu bringen. Sie heirateten, und da Allans Standort zu den gesunden Plätzen des Landes gehörte, hatte er kein Bedenken, seine junge Frau mit sich nach Indien zu nehmen.

Dies war im Jahre 1895. Die beiden Leute führten kurze Zeit ein Leben wie zwei glückliche Kinder. Sie hatten auch einen kleinen Sohn, ein sehr hübsches Wesen, das nur beunruhigender Weise sogleich den matten Teint und die allzu strahlenden Augen seines Vaters zeigte. Da, im Jahre 1897, fiel es dem wilden Stamm der Afridis ein, sich gegen die Herrschaft des englischen Volkes aufzulehnen, und es traf sich, daß die

Abteilung, bei der Ethels Gatte diente, dazu ausersehen ward, mit nach Afghanistan zu marschieren. Frau Redgrave weinte sehr und hatte schlimme Ahnungen, aber das half zu nichts. Und drei Monate nach dem Auszug erhielt sie die Nachricht, daß ihr Gatte in der furchtbaren Schlacht am Khybarpaß gefallen sei. Die Afridis hatten seine Leiche so zugerichtet, daß man sie nicht mehr mit Sicherheit hatte erkennen können. Ein Freund von Allan brachte der Witwe eine silberne Zigarettenschmuckdose, deren Monogramm er für das von Allan hielt; aber die Buchstaben hießen gar nicht A. R., sondern A. B., und wiederum, was hätte es genutzt, wenn es auch die richtigen Buchstaben gewesen wären?

Frau Redgrave weinte drei Wochen lang auf ihrem Liegestuhl, so daß ihr süßes Gesicht beinahe häßlich wurde, dann nahm sie ihren kleinen Frederick, der ein merkwürdig ernstes Baby war und fast niemals schrie, und kehrte mit ihm ins alte Land zurück.

Hier lebte sie nun wieder auf der Besitzung ihrer Mutter, nicht weit von Exeter, aber die Bälle der Stadt besuchte sie nicht mehr. Kaum daß sie noch einige von den Freundinnen ihrer Mädchenjahre sah. Sie lebte ganz für ihre Trauer und für ihr Kind. Als Fred drei Jahre alt geworden war, fing seine Gesundheit an, Grund zur Besorgnis zu geben, und der alte Doktor Todd, der öfters herüber kam, machte mitunter ernsthafte Grimassen, wenn er sich mit Ethels Mutter unter vier Augen besprach. „Er hat es vom Vater,“ sagte er, „böse Geschichte: die Lunge. Na, man soll ja niemals verzweifeln.“ Ethel selber wußte vielleicht nicht, wie ernst es mit ihrem Sohne stand, aber sie war die zärtlichste und liebevollste Mutter von der Welt, ganz so, als wollte sie in ein paar armselige Jahre alle Liebe und Güte zusammendrängen, die sonst ein Mensch in einem ganzen langen Leben zu genießen bekommt. Nun, und er sollte ja außerdem noch all das bekommen, was sie seinem armen toten Vater nicht hatte geben können. Wäre Freds Anlage im

mindesten danach gewesen, So wäre er ein fürchterlich verwöhntes und launenhaftes Kind geworden. Eines Tages, Fred war eben vier Jahre alt, trafen sie auf einem ihrer langsamen Wege eine alte Dame aus der Nachbarschaft, die von ihrem weißen Pudel begleitet spazieren ging. Der Pudel trug seiner Herrin den Regenschirm und die seidene Handtasche nach. Die Damen begrüßten sich und blieben ein wenig stehen, und als Freddy mit seiner allzu schmalen, allzu weißen Kinderhand es schüchtern probierte, den Pudel zu streicheln, wedelte das große wollige Tier sehr freundlich mit seinem Schwanz. Freddy war aufs Äußerste entzückt und sprach mit viel größerer Lebhaftigkeit, als Ethel sie an ihm gewohnt war, das Verlangen aus, ebenfalls solch ein wunderbares kluges Tier zu besitzen. „Ja, mein Kind, das sollst du auch haben,“ sagte Frau Redgrave ganz glücklich; und weil es sich herausstellte, daß in der Grafschaft keine sehr gute Pudelzucht zu finden war, so küßte sie ihren kleinen Sohn und fuhr nach London.

Von dort kam sie in der Tat mit einem weißen Pudel zurück, aber es war kein großer Hund, wie der, der den Schirm und das Täschchen getragen hatte, sondern ein Zwergpudel mit seidigen, weißen Locken, schlanken Beinen und einem rosigen Schnäuzchen, zwei Jahre alt und artig wie ein Lamm.

Bei dem Hundezüchter, wo er mit zwei Brüdern und drei Schwestern gelebt hatte, hatte der kleine Pudel ganz einfach Bobby geheißen. Aber Fred kümmerte sich darum nicht, sondern nannte das seidige Wesen vom ersten Tage an nicht anders als „Beauty“, und als man ihn sanft überreden wollte, einzusehen, daß das ein etwas lächerlicher Name für einen männlichen Hund sei, schüttelte er den hübschen bleichen Kopf und blieb dabei. Er liebte Beauty vom ersten Tage an mit stillem Fanatismus, so sehr, daß zwar für seine Mama noch ein gutes Stück, aber für die dicke, irische Peggy fast gar keine Liebe mehr übrig blieb. Er sprach mit ihm wie mit einem Menschen und schlief nur ein, wenn er mit der Hand nach dem Hunde

gefühlte hatte, der, auf einem hohen Tisch neben dem weißen Gitterbettchen sein Nachtlager hatte. Und auch während sich Fred am Tage mit seinen ruhigen Spielen beschäftigte oder Bilderbücher ansah, saß Beauty neben ihm, eine schöne, dunkelviolette Schleife in den weißen Schopf gebunden und schaute, unter seinem Stirnhaar hervor, ernsthaft und andächtig zu. Denn gleichsam aus Sympathie für seinen müden kleinen Herrn hatte er sanfte Sitten angenommen, obgleich er bei der Ankunft genau so munter und tolpatschig gewesen war, wie es Hunde von fünf Monaten zu sein pflegen.

Es kam aber ein Tag, an dem Doktor Todd keine hinlängliche Beruhigung mehr darin fand, in Gegenwart der alten Frau Anson seinen würdigen Kopf zu schütteln. Er behorchte aufmerksam den trockenen, leichten Husten, den der kleine Fred vernehmen ließ, legte den Kopf an seinen schmalen Rücken, an dem unter der zarten Haut die Knochen so beängstigend deutlich hervortraten, und blieb ziemlich lange in dieser Stellung. Endlich sagte er zu Ethel, er glaube nicht, daß das Klima von Devonshire für ihren kleinen Sohn das geeignetste sei. Es sei ja gewiß kein schlechtes Klima und besitze auch ganz prächtige Orte für Leute, die mit ihrer Lunge zu schaffen haben, zum Beispiel Torquai. Aber immerhin sei er für eine weitere Reise.

Frau Redgrave war bleich geworden bei seinen Worten. Da sie aber eine mutige Frau war, fing sie durchaus nicht an zu weinen, sondern fragte: „Wohin sollen wir also gehen, Doktor? An die Riviera?“

„O nein,“ sagte Doktor Todd. „Dort ist es abends um vier Uhr kalt wie in Sibirien, und überall haben Sie eine abscheuliche Gesellschaft. Nein, warten Sie ...“

Und dann erklärte er ihr, daß der einzig richtige Ort für sie und ihren Sohn die Insel Mallorca sei, eine schöne Insel in der Gruppe der Balearen, zwischen Frankreich und Spanien gelegen, mit dem herrlichsten Klima, und zumal jetzt im Frühjahr das reine Paradies.

Frau Redgrave war sofort überzeugt. Nur war sie in Sorgen wegen eines Arztes. Denn einen englischen Arzt jedenfalls würden sie dort nicht finden?

Aber es zeigte sich, daß Herr Todd gerade daran gedacht hatte. Ja, es gab einen englischen Arzt dort, in La Palma, dem Hauptort der Insel, und was das beste war: Herr Todd kannte ihn, er war sein Studienfreund, und er wußte, was dieser Doktor Barker für ausgezeichneter Bursche war.

Und so fuhren sie denn nach einer Woche ab, zu dritt mit dem Mädchen, oder eigentlich zu viert, denn es verstand sich von selbst, daß Beauty nicht zu Hause bleiben konnte. Als Reisegepäck hatte er ein großes buntes Kissen, das mit den weichsten Daunen gefüllt war, und eine warme, zarte Decke aus Kamelhaar.

Aber auf der Fahrt über den Kanal wurde der kleine Hund seekrank; und mehrere englische Damen, zwei elegante alte Herren aus Paris und der zweite Offizier blieben stehen und sahen zu, wie Fred, dem es gut ging, seinen weißen Freund tröstete, wie er auf ihn einsprach, ihn hinter den Ohren kraute, und wie er ihm mit einem alten schlechten Taschentuch, das Peggy hervorgesucht hatte, das Schnäuzchen abwischte. Dann fuhr man durch Frankreich und verließ schon am übernächsten Tag bei strahlender Sonne und spiegelnder See den Hafen von Marseille.

Diese Fahrt mit den lustigen französischen Seeleuten war ein Vergnügen, und Ethel sah mit einem Lächeln auf ihrem schmalen Gesichte zu, wie Fred anfang, mit dem Hund, der diesmal gesund blieb, zu spielen und herumzulaufen. Aber als es gegen Abend ging, begann er unten in der Kajüte beim Essen zu husten, und mit einem Schreck, bei dem ihr Herzschlag aussetzte, bemerkte Frau Redgrave zum ersten Mal etwas Blut an seinem Spitzentüchlein.

Man brachte ihn zu Bett. Er schlief auch sogleich ein, sehr ermüdet offenbar, und diesmal, ohne nach Beauty gefragt zu

haben. Ethel ging nicht schlafen. Sie verbrachte die Nacht auf einem unbequemen Klappstuhl und horchte auf den Atem ihres Sohnes. „Laß ihn mir!“ sagte sie zu Gott. „Er ist ja alles, was mir von meinem Mann und von der ganzen Welt geblieben ist. Laß ihn mir!“ Es war ein recht einfaches Gebet, das sie da sprach, aber es genügte ihr, um die Zeit auszufüllen von acht Uhr am Abend bis zu der Stunde, da das Schiff im hellsten Mailicht in die Bucht von Palma einlief. Übrigens wachte Fred, obwohl er sich umherwarf, nicht ein einziges Mal auf, und Beauty vollends, der auf dem freien oberen Bett liegen durfte, schlief ganz vorzüglich in dieser Nacht.

Doktor Barker, ein grauhaariger Herr mit großen Zähnen und überaus freundlichen Augen, wartete am Kai und nahm zunächst alle Welt zu einem ersten balearischen Frühstück mit in seine Junggesellenwohnung. Dann aber bestieg man einen bequemen Wagen und fuhr vom Meere weg in das schöne, blühende Land.

„O Mutter, was haben unsere Pferde für lange Ohren, sieh mal!“ sagte Fred erstaunt und hob auch Beauty, den er im Arm hielt, ein wenig empor, damit er es sehen könne.

Doktor Barker lachte. „Das sind gar keine Pferde, mein Junge, das sind Maultiere.“

Dies Wort aber schien Peggy ins Herz zu treffen. „Maultiere!“ sagte sie mit einem tiefen Seufzer, und es war, als hätte sie gesagt: Da sind wir nun also unter den Wilden.

„O Doktor Barker, auch vor der Pferdebahn laufen hier Maultiere,“ rief Fred und deutete hin. Aber während der Wagen nun zwischen Ölbäumen, Pinien und immergrünen Eichen die kühnen Windungen der Bergstraße hinauffuhr, von der man bald das Meer sehen konnte, bald die üppigen Täler des Innern, wurde Fred stiller und stiller; bald schloß er die Augen und lehnte sich zurück. Beauty glitt ihm aus den Händen und suchte sich mit vielen Drehungen einen Platz zwischen all den Füßen.

Das Kloster Valdemosa, das Doktor Barker zum Aufenthalt ausgesucht hatte, war schon lange von seinen Mönchen verlassen, und in der einst berühmten Wallfahrtskirche wurden nur noch für die Dorfbewohner bescheidene Messen gelesen. Aus den Zellen, die alle groß und luftig waren, hatte man Mietwohnungen gemacht, aber die meisten von ihnen standen leer. In der einen, der bescheidensten, wohnte der alte Priester, der hier den stillen Dienst versah, und eine andere hatte ein deutscher Dichter inne, ein sonderbarer Mensch, der am Tage schlief und dessen Lampe die ganze Nacht hindurch brannte. Die Leute in der Gegend meinten, er beschwöre den Teufel. – Das war alles.

„Auf diesen Garten rechne ich besonders,“ sagte Doktor Barker und zeigte lächelnd seine großen Zähne. „Hier trifft ihn kein Hauch von Norden oder Osten. Und nach Süden hin: sehen Sie ...“

Ethel war an die Ballustrade getreten. Ihre Blicke fielen in einen weiten, grünen Abgrund, der im milden Licht des Spätnachmittags dalag wie der Paradiesesgarten. Wenige Wohnstätten schimmerten aus dieser Fülle von Laubwerk und fremdartig dunklem Nadelgehölz. Einzelne Felspartien und die Kehren kunstvoller Straßen traten hervor, in einiger Ferne schimmerte die Luft wunderbar licht. „Dort ist das Meer,“ sagte Doktor Barker. Aber man sah es nicht von hier aus.

In diesem Garten, der seinen einzigen Zugang von Frau Redgraves ebenerdiger Wohnung her hatte, verbrachten sie nun fast ihre ganze Zeit. Peggy besorgte, ohne ein einziges Wort von der Landessprache zu begreifen, das Nötigste in dem kleinen Dorf, und Einiges brachte auch der Doktor bei seinen Besuchen aus der Stadt. Er kam in jeder Woche zweimal herauf und unterhielt sich mit Fred, mit seiner Mama und gelegentlich auch mit Beauty.

Vier- oder fünfmal kam der alte Geistliche aus seinem Zimmerchen herüber, saß völlig stumm und mit rührenden Ge-

bärden da, und verabschiedete sich wieder, verlegen und rot. Der deutsche Dichter vermochte sich zwar zu unterhalten, denn er verfügte über ein Englisch mit sehr korrekter Aussprache, aber er war so nervös, daß es eine Qual war, das mitanzusehen. Er kam auch nur zweimal in der ganzen Zeit.

Und nicht viel öfter in den vielen Wochen machten Fred und seine Mutter kleine Ausfahrten in des Doktors Wagen. Peggy saß dabei neben dem Kutscher, aber Beauty hatte den Rücksitz ganz für sich allein und sah vornehm in die Welt aus seinen hübschen Augen, die nicht rot waren, wie sonst oft bei weißhaarigen Tieren, sondern von schönem dunklem Braun.

„O Mutter, ich will das Meer nicht mehr sehen!“ sagte Fred einmal leise und erklärte sich nicht weiter. Und auch Beauty drehte voller Indignation seinen Kopf landeinwärts.

Gewöhnlich lag der Kranke im Garten auf einem hübschen Liegestuhl aus weichem geflochtenen Rohr und blickte ins Grüne. Er sprach kaum und spielte gar nicht und verlosch langsam wie eine Kerze gegen Morgen. Es blieb unsicher, wieviel er selber wußte. Nichts zeigte, daß er unruhig sei, als etwa, selten einmal, ein Anfall von wilder Zärtlichkeit gegen den Hund. „O Beauty mein, Beauty mein!“ rief er und drückte ihn an sein Gesicht und stöhnte in das weiche Fell. Beauty, wenn er wieder frei war, betrachtete seinen Herrn aus glänzenden braunen Augen und fing dann an, ihm langsam die Hand zu lecken.

Auch Ethel hatte ihre Krisen, aber sie trugen sich in den Nächten zu. Frederick schlief, er schlief mit rasselndem Atem, aber tief, sehr tief, und Ethel kniete vor seinem breiten spanischen Bett, hatte den Kopf auf den Rand gelegt und betete schluchzend jenes Gebet, das wir kennen: „Mein Gott, laß ihn mir, laß ihn mir, ich habe nur noch ihn!“ Aber sie betete es eigentlich schon in der Überzeugung, daß es zu nichts helfe. Peggy kam oft in ihrer weißen Jacke herein, einen dicken Zopf auf dem Rücken, und bat Frau Redgrave, sich doch hinzulegen,

sie könne ja wachen; allein Frau Redgrave hörte sie nicht einmal.

Eines Tages sagte Doktor Barker zu Freds Mama, nun scheine ihm die Hydrämie doch ziemlich weit vorgeschritten zu sein. Und von da an erschien er jeden Morgen. Ja, es kam ein Tag, an dem er seine Maultiere in einen Stall stellen ließ und erklärte, heute gehe er nun lieber gar nicht mehr fort.

Die Türen gegen den sommerlich dunklen Garten waren geöffnet, und Frederick lag im Halbschlummer auf seinem Bett. Frau Redgrave und Peggy gingen mit verweinten Wangen auf den Zehenspitzen hin und wider, wechselten die nassen Tücher für Freds Füße und brachten Champagner, den er nicht mehr trinken wollte. Sein Atem ging mit dem Geräusch von schleifenden Ketten.

Frau Redgrave berührte seine Stirn, die kalt und feucht war. „Er hat doch weniger Fieber, scheint es,“ sagte sie mit einem heiseren Flüstern. Aber Herr Barker, der sonst ein höflicher Mann war, antwortete ihr gar nicht.

Fred erkannte niemand mehr und lag apathisch da. Aber plötzlich fing er an zu sprechen. „Was ist, mein süßer Junge?“ wollte Ethel fragen, aber es kam nur eine Art von ersticktem Wimmern heraus.

„Guter Hund,“ sagte Frederick.

Man brachte Beauty, der sich still wie ein artiges Kind gegen Freds heiße Schulter lehnte und so verblieb. Einmal stieß er Fred mit seiner rosa Schnauze ganz sanft gegen die Wange, und Fred hob auch mit großer Mühe seinen dünnen Arm und legte ihn, ohne die Augen zu öffnen, um Beauty herum.

Sonst veränderte sich nichts mehr, nur der Atem wurde noch lauter. Mit einer Sehnsucht, die mehr war als menschlich und fast mehr als mütterlich, wartete Ethel auf ein einziges Wort, das ihr gälte, und wahrhaftig, sie hätte es verdient, solch ein Wort. Aber Fred sagte nur noch einmal das Gleiche, nämlich:

„Armer kleiner Hund!“ und als sie das hörte, ging sie aus dem Zimmer, weil ihr Schmerz zu groß wurde und weil sie sich vor dem Doktor trotz alledem aufführen wollte wie eine Dame. In den Minuten aber, in denen sie draußen war, ging alles zu Ende. Es war halb drei Uhr in der Nacht.

Doktor Barker hatte viel schlimme Dinge in seinem Leben gesehen und vor allem viel Schmerz. Aber einen Schmerz wie diesen hatte er nicht oft gesehen. Er nahm sich ein Zimmer in dem schlechten Gasthof des Dorfes und blieb bei der Hand; er fürchtete ernstlich, Frau Redgrave werde den Verstand verlieren. Und weil ihm gewisse frühere Fälle in Erinnerung waren, dachte er: ich darf nicht zugeben, daß sie die Leiche mit nach England nimmt. Diese Reise mit dem Sarg wird sie nicht aushalten. Ich werde sie bestimmen müssen, das arme Kerlchen hier zu begraben. Der kleine Friedhof ist ja ein hübscher Platz.

Er machte sich auf verzweifelten Widerstand gefaßt, aber Ethel willigte ein. Ja, sie machte sogar den Abschied kürzer, als irgendein Mensch hätte denken können, und kam in guter Haltung aus dem Zimmer. Sie setzte sich ruhig hin und ließ ihre rechte Hand von den beiden des Doktors nehmen, mit ihrer linken hielt sie Beauty an sich gepreßt.

Man bestattete Fred an einem schönen Ort, an einer Stelle, wo die Mauer eine Bresche gegen das Tal hinunter hat, ganz so, als ob der arme Junge noch etwas hätte sehen können. Und weil natürlich kein anglikanischer Geistlicher aufzutreiben war, betete der alte katholische Priester auf lateinisch und auf mallorkinisch für Freds Heil. Ein ernsthafter Dorfjunge in weißem Chorhemd trug dem Sarg ein riesiges, umflortes Kreuz durch den gewölbten Gang voraus, und der Sarg selber war mit einem weißen Tuch bedeckt.

Nach drei Tagen kam Doktor Barker abermals aus Palma herauf, und da er Ethel diesmal beängstigt steinern fand, wie sie mit Beauty in die Sofaecke gedrückt dasaß, bekam er aufs neue Furcht um sie und verlangte die Abreise.

Am Abend eines drückend schwülen Augusttags standen sie am Kai und sagten sich Lebewohl.

## **Nur ein Käfer**

*Ein Berliner Industrieller legt auf dem Weg nach Venedig einen Zwischenhalt in Verona ein. Einsam auf den Stufen der großen Arena sitzend, denkt er über sein Leben nach.*

Herr Steingraber hatte lange Zeit ganz unbeweglich dageessen, die Hände seitlich hingestützt; er hatte kaum bemerkt, wie die gelben und grauen Steine mit einem zart lebendigen, roten Schimmer sich verkleideten. Ein leichter Kitzel an seinen Fingern, ein Krabbeln von eiligen kleinen Füßen seinen Handrücken hinauf, brachte ihn an den Ort zurück ... Über die Hand hinweg suchte ein längliches Insekt, ein brauner Käfer seinen Weg, – er wurde ergriffen, sanft von zwei Fingern festgehalten und betrachtet. Es war ein Laufkäfer, einer von der größern Sorte, hübsch von Gestalt – mit Rückenschild und zierlich gehörntem Köpfchen –, aber an Farbe mit seinen berühmten, goldglänzenden Vettern nicht zu vergleichen. Für den Augenblick freilich war auch in dem Punkte wenig zu vermissen, denn das Abendlicht, das den tausendjährigen Quadern einen Schein des Lebens verlieh, gab auch den stumpffarbenen Flügeldecken einen warmen Schimmer, so daß sie, klein wie sie waren, doch aussahen wie schöne, glänzende, braunrote Seide ...

Herr Steingraber, plötzlich gerührt und überhaupt in einem sehr empfänglichen Zustand, sagte leise etwas zu dem Käfer, was einer freundlichen Begrüßung gleichkam, setzte ihn dann auf seiner andern Seite nieder, und, nachdem er ihm so die Bergwanderung über zwei Arme und eine breite Brust erspart hatte, folgte er, wie ein Wirt, der unter der Tür steht, seinem Gast mit den Augen ... Der aber lief nun keineswegs geradeaus

über den schönen ebenen Steinboden, vielmehr hielt er jeden Moment inne, begab sich an den Rand der Stufe und blickte auf die nächste hinunter. Es war klar, daß er dort hinwollte und sich nur vor dem senkrechten Abgrund fürchtete, – sei es, weil seine Rasse keine Bergsteiger hervorbringt, sei es, weil er sich an einem von seinen Beinchen verletzt hatte. Und verzweifelt setzte er nach jedem Aufenthalt in rascherem Tempo seine Reise fort, seine aussichtslose Reise, die ihn drüben beim Tor zu einem noch weit schrecklicheren Abgrund führen würde, einen Abgrund von gut fünfundzwanzig Metern ... Er würde umkehren und den gleichen Weg noch einmal zurücklegen, – töricht und voll Hoffnung den ganzen Halbkreis zurück bis zum andern Tor und so noch öfter, – denn vermutlich fehlte es ihm an Gedächtnis, und wenn nicht daran, so doch an Philosophie, um sich in eine Ritze zu legen und den Tod zu erwarten.

Herr Steingräber vermochte den Käfer, da es noch nicht ganz dunkel war, eine ziemliche Strecke weit mit den Blicken zu begleiten; er tat es bekümmert. Und mit einem Mal – aber es war ihm nicht anders zu Mute dabei, als käme er einem Verbrechen auf die Spur – fragte er sich: ‚Wie ist er denn heraufgekommen? Wer hat ihn denn heraufgebracht ...?‘

Es konnte sich nur um ein menschliches Bubenstück handeln, jawohl. Vielleicht hatte ihm der Schuft das eine Beinchen ausgerissen ... Gewiß, es war irgend eine gemeine Seele, zu feige, um bei der Befriedigung ihrer schmachvollen Leidenschaften die eigene Sicherheit zu gefährden, ein Lustmörder, der es in dieser Minute an dem Gedanken sich wohl sein ließ, wie sein kleiner Gefangener dort oben in der Arena verzweifelte ...!

‚Das geht zu weit,‘ sagte Herr Steingräber zu sich selbst und unterbrach den Ideengang. ‚Ich bin ja nicht nach Italien gefahren, um ein Narr zu werden.‘ Und entschlossen sprang er nacheinander drei der hohen Stufen hinab.

Er blieb stehen, er besann sich und kletterte nicht ohne Mühe zurück. Auf der Stufe, wo er gegessen, wandte er sich nach links hin, schritt behutsam, mit den Blicken am Boden suchend, der nun grau, tot und beinahe im Finstern lag, und fand das Tierchen nahe bei dem großen Absturz. Er hob es auf, er hielt es fest, allem Sträuben zum Trotz, und stieg ohne anzuhalten zur Arena hinunter ... „Adieu, du,“ sagte er, ohne sich im Geringsten mehr zu genieren und sah, niedergebückt, den Kleinen über den Sand hineilen ...

## **Der Goldene**

### 1

Johannes Abrecht, der Gehilfe des Bezirksgeometers, ein hünenhafter junger Mann, ging von Lengenau nach Diesbach, um eine Vermessung vorzunehmen. Es war drei Uhr an einem heißen, wolkenlosen Julinachmittag, und der Weg hatte keinen Schatten. In dem Körper des jungen Mannes siedete und drängte das Blut, er schritt mächtig aus und fühlte mit Lust den Schweiß unter seinen unsommerlichen dunklen Kleidern rieseln.

Er hatte ungefähr die Hälfte seines Ganges zurückgelegt, da sah er, gleich hinter der Stelle, wo der Weg nach Hochberg abzweigt, im Felde ein junges Mädchen arbeiten. Sie war ganz allein in der heißen summenden Öde, unter der leuchtenden Glocke des Himmels. Wie sie den Schritt des Mannes hörte, richtete sie sich auf, legte die Hand über die Augen und sah zu ihm hin. Es war ein ganz junges Ding noch, aber schon Weib, braun, fest und erregend. Sie lachte und nickte, Abrecht schoß das Blut in die Augen, er fühlte einen Taumel und schritt über die Stoppeln zu ihr hin, ehe er es wußte. Was dann gesprochen wurde, das vermochte er niemals zu sagen, auch später vor dem Untersuchungsrichter nicht. Gewiß ist, daß er die Tasche mit den Instrumenten fallen ließ und seinen Arm um den Rücken

des Mädchens legte. Sie trug nur ein Hemd, das heiß war und feucht. Von ihrer jungen Kraft ging ein Hauch aus, der ihm die Gedanken nahm, ein Hauch, in dem er zugleich den Atem der immer jungen, fruchtbaren Erde einsog. Er küßte sie, sie ließ es lachend geschehen und öffnete weit ihren gesunden, törichten Mund, er riß an den Knöpfen ihres Hemdes und nahm ihre Brüste hervor, die schon reif waren, fest und hoch.

Seine große Enthaltbarkeit in dem kleinen Ort, wo er als Beamter zu Rücksichten gezwungen war, stand gegen ihn auf als ein Feind, der Hunger seiner siebenundzwanzig Jahre vernichtete in einem Augenblick sein Leben. Er stand vor ihr da, niedergebückt, halb auf den Knien und hatte sein Gesicht in ihre Brust eingewühlt, Augen und Mund badend in ihrem jungen Duft. Dann lag sie auf der Erde, zwischen zwei Garben, und er über ihr, nicht entschlossen sie zu besitzen, sondern von einer ungeheuren, dumpf brausenden Gewalt in dies Schicksal gestoßen. Nun erst begann sie sich heftig zu wehren. Aber er hatte nicht mehr die Klarsicht, diesen Widerstand in seinem Ernst zu begreifen, das Blut dröhnte mit Sturmglockenton in seinen Ohren, seine Augen waren geschlossen, sein Mund stammelte, seine mächtigen Manneshände hielten als unempfindliche Klammern die zuckende Beute. Er wußte nicht mehr, wo er war, nicht was er tat, nicht wen er besaß unter der sengenden Glut des Gestirns.

## 2

Am folgenden Tag erschien der Vater des Mädchens bei dem Gemeindefreiber und ersuchte ihn, eine Strafanzeige an die Behörde abzufassen. Verständiges Zureden half nicht, auch nicht, daß der Täter, von Scham und Reue überwältigt, sich zu jeder Sühne bereit erklärte, daß er sich verpflichten wollte, das überfallene Mädchen nach wenigen Jahren zur Frau zu nehmen. Es stimmte den hartgestirnten Bauern eben sowenig um, daß die Kleine sich von der anfänglichen Bestürzung sofort erholt

und gleich am ersten Morgen ihr Heimjagen und Klageführen selbst eine Dummheit genannt hatte.

Was Johannes Abrecht zum Verderben wurde, war ein böserartiges Zusammentreffen: der Bauer war vor kurzem bei einem Grenzstreit von der Vermessungsbehörde ins Unrecht gesetzt worden, und kein Angebot, noch weniger aber irgendein Gefühlsgrund hätte ihn davon abhalten können, diese unverhoffte Rache auszukosten.

So ging das Schicksal seinen Schritt. Die Polizeibehörde des Ortes, die erst die Verhaftung abgelehnt hatte, mußte sich nach telegraphischer Weisung zu ihr bequemen; Johannes Abrecht wurde als Untersuchungsgefangener in die Stadt gebracht und stand nach zehn Wochen vor dem Schwurgericht.

Ihm schien kein Stern. Denn das Mädchen, dessen Auftreten ihm vermutlich Milderung der Strafe, vielleicht einen Freispruch erwirkt hätte, lag mit einer fiebrigen Erkrankung daheim im hochgetürmten Bett, und statt eines mündlichen Berichtes diente das Protokoll ihrer ersten Aussage, dessen nackter Inhalt doch recht belastend war. Strafmehrend senkte der Umstand ihrer großen Jugend die Waage und mehr noch der ihrer Erkrankung. Denn obwohl sie sich einfach an einem kühlen Septemberabend bei verspätetem Baden erkältet hatte, führten absichtsvoll der Staatsanwalt und mit ihm, irrend, die Geschworenen dies fiebrige Krankliegen auf Abrechts Überfall zurück, den die robuste Natur des Mädchens seit langem schon verwunden hatte.

Johannes Abrecht wurde zu zweijähriger Zuchthausstrafe verurteilt.

### 3

Er entstammte einer strenggerichteten Protestantenfamilie und nahm seine Gefangenschaft als eine gerechte, nicht zu harte Sühne demütig hin. Seine Eltern lebten nicht mehr, die einzige Schwester war in einem entfernten Teil des Landes verhei-

ratet und würde eine bürgerliche Einbuße nicht zu verwinden haben; dieser Umstand gewährte ihm einigen Trost.

Über den Verlust seines Amtes brauchte er nicht getröstet zu werden. Er war ein starker und froher Mensch von Natur aus, und seine kleinliche Tätigkeit hatte ihn niemals gefreut. Wohl war es schön, mit mächtigen Schritten über die Straßen zu wandern, von Dorf zu Dorf, durch leuchtende Glut oder stampfend durch hochgelagerte Schneemassen. Jedoch in der Amtsstube die ängstliche Arbeit über den Katasterblättern war wenig nach seinem Herzen, und auch mit den Meßgeräten verwinkelte Grenzen zu ziehen zwischen kleinlichen, neidischen Zänkern, war nicht sein Beruf. Allen gehörte die dampfende nährende Erde, es war Anmaßung und war lächerlich, sie in Stückchen zu schneiden und diese Stückchen mit Ziffern und Lettern zu benennen. Er war zum Bauern geboren, denn er liebte den Boden und wünschte sich, ihn mit seinen unverbrauchten Kräften zu wenden und fruchtzeugend zu verwandeln. Und er hatte oft, in der engen Gasse seines Amtes trabend, davon geträumt, wie er in unerschlossenen Ländern überm Meer werbend allein wäre mit der unberührten, verheißenden Scholle.

In solchen Hoffnungen lebte er auch nun und kürzte sich mit ihnen die Öde seiner Strafzeit. Er saß mit den andern stumm im tristen Arbeitsaal, er schnitt Schuhsohlen zurecht mit seinen starken Fingern, und während sein Blick stumpf auf der schmutziggrauen höckerigen Platte des Werktesches zu haften schien, hob sich im leuchtenden Licht sein tropischer Besitz vor ihm auf: ein niedriges langes weißes Haus, nah an einem mächtig ziehenden Strome gelegen, weitauf weitab Felder mit Halmen, Stauden und großblättrigen Kräutern, sein Eigentum, von ihm der jahrtausendalten Wildnis abgerungen, und durch die starken Farben der Abendstunde zu ihm herwandelnd ein ungeheurer Zug von Rindern und Schafen, größer als die unsern, schöner als die unsern und mit seltsam gebogenen, geschlungenen Hörnern.

Die Tiere, die er besitzen und pflegen würde, erfüllten oft seinen Sinn. Er hatte in seiner gutmütigen Art die wortlose Kreatur allzeit geliebt; aber nun war es ihm, als habe er sich durch seine wilde Tat von den Menschen geschieden und sei künftighin auf jene einfacheren Erdengeschwister noch mehr verwiesen. Nicht mit Freunden, kaum mit einer Frau bevölkerte er die Zukunft seines Lebens; in seinen Träumen fuhr er dichtwolligen Widdern durchs Vlies, die Rinder brüllten leise, wenn er sie freundlich beim zottigen Stirnhaar griff, und ein großer schwarzer Hund von neufundländischer Rasse hielt sich treu und eng neben ihm, wenn er den eroberten Besitz durchstreifte im weißen südlichen Licht.

Solche Bilder bewahrten ihn nicht davor, unter seiner Einsamkeit zu leiden. Doch niemals versuchte er einen Zusammenhang mit den anderen Sträflingen zu finden. Was er getan hatte, war der Wahnsinn einer Minute, war die Überwältigung durch einen bösen Geist, es hatte mit dem Kern seines Wesens nichts zu schaffen; er wollte nicht kennen, nicht sich nahe wissen, was in diesem Hause an schlimmen Trieben lebendig war. Er hatte gefehlt, nun büßte er es, er durchschritt eine zweijährige Grabesstille, in der er allein war mit seinem Gewissen, jenseits lockte ein neuer Tag. Man zuckte die Achseln über ihn, versuchte nicht mehr mit ihm zu flüstern, wenn man im Hahnentritt den halbstündigen Gang auf dem Zuchthaushof absolvierte, und hatte ihn vergessen, während er nahe war.

Einzig sein Wärter schien von tätiger Abneigung gegen ihn erfüllt zu sein. Dies zeigte sich bald. Manche der Sträflinge nämlich, die sich vertrauenswürdig führten, wurden vor die Stadt zu Erdarbeiten hinausgeführt, und Johannes, den es sehr nach Luft und Anstrengung verlangte, erbat diese Erlaubnis. Drei Tage lebte er in stürmischer Hoffnung. Dann kam die Absage.

„Du wirst schon bei uns im Haus bleiben müssen“, sagte der Wärter, als er ihm morgens aufschloß zum Gang in den Arbeitssaal. Er sah Abrecht einen Augenblick an und fügte dann giftig hinzu: „Du Saupelz!“

5

Dieser Wärter war ein kleiner, gedrungener Mensch mit sehr kurzen Armen und ungeheuren Händen. Über der Stirn, die zwei Finger breit und allezeit rot war, standen graublunde Borsten aufrecht, die gelben Augen lagen ganz flach an der Oberfläche des Gesichts. Das Erschreckende aber war, zwischen den Doggenkinnladen und dem militärischen Schnurrbart, ein schmal und scharf gezeichneter Mund, ein harter blasser Strich mitten in der elenden Banalität dieser Fratze, der ohne Zusammenhang mit dem Übrigen und wie geborgt oder gestohlen erschien. Es hatte etwas Unheimliches, wenn dieses Mündchen sich auftat, um ein gemeines Wort zu entlassen. Man sah bei dieser Gelegenheit zwei Reihen kleiner spitzer regelmäßiger Zähne, die überaus schmutzig waren.

Dieser Schließer, ein verheirateter Mann, doch ohne Kinder, nicht mehr jung, der lange Jahre hindurch als Unteroffizier Dienst getan hatte, war nicht gleich hart gegen alle ihm ausgelieferten Sträflinge. Es gab Wege, eine Art niedriger Vertraulichkeit mit ihm herzustellen. Servilität freilich verlangte er immer, doch bereitete es ihm Genugtuung, dem einen oder andern Liebling das Leben zu erleichtern. So ging die Sage, daß er einem oft rückfälligen schweren Betrüger sogar Weißbrot, Wein und Zigaretten besorge, ja daß er mit diesem gemeingefährlichen Schwindler, einem Verderber von Witwen und Waisen, in dessen straffreien Zwischenzeiten kameradschaftlich verkehre.

Johannes Abrecht hatte seinen Kerkermeister eigentlich niemals recht angesehen. Er war folgsam, er unterwarf sich, aber in seiner Unterordnung war nichts Persönliches, er fand sich mit dem Schließer ab wie mit der dicken Mauer und dem

Zellenschloß, gegen die eine Auflehnung gleich sinnlos war. Vielleicht brachte eben diese Haltung den Wächter zur Wut, ihn, der sich etwas darauf zugute tat, gerade von seinen gebildeten Häftlingen wichtig genommen zu werden; möglich auch, daß den Mann, der drunten in seinem Kellergelaß eine dürre, unsinnliche und hämische Frau sitzen hatte, Abrechts Vergehen neidvoll empörte; wahrscheinlicher, daß die Bosheit und Grausamkeit seiner Natur nur zufällig und wahllos Abrecht gegenüber hervorbrach, den er so gelassen und unangreifbar seine Strafe abbüßen sah. Er lauerte darauf, ihm schaden, ihn verhöhnen und verstören zu können.

Eines Abends im zweiten Frühjahr trat er einmal an das Guckloch, um den Gehäßten zu beobachten. Es war halb acht Uhr und die Zelle noch hell. Johannes stand in seinem gestreiften Kittel mitten im Raum und wandte dem Lauscher das geschorene Hinterhaupt zu, Er blickte aufwärts nach der hochgelegenen Fensterluke, zwischen deren Gitterstäben ein Baumwipfel mit ungleich gezackten Blättern sichtbar war und dahinter der rotglühende Abendhimmel. Einer der wenigen Bäume nämlich, mit denen der Hof bepflanzt war, eine hochstämmige Ulme, ragte in geringer Entfernung gerade vor dieser Zellenluke auf, und dorthin schaute Johannes Abrecht erhobenen Hauptes und so angestrengt lauschend, daß der Ausdruck auch von rückwärts zu erkennen war.

Der Schließer legte sein Ohr an das Sehloch und vernahm Vogelgezwitscher, schmetternde rhythmische Laute.

Der Gefangene stand und gab sich hin. Dies war seine Freude seit Wochen, in der Frühe und am Abend. Auf die Wiederkehr dieser Vogelrufe hatte er seit dem Herbst gewartet, den langen, finstern, stimmlosen Winter hindurch. Er hörte nicht nur kleine Vögel singen, wenn er so stand, die Wälder und Gärten und Ebenen der ganzen Erde sangen ihm zu, die Tiere der Erde grüßten ihn; in diesen Lauten war das Wachtgebell der Hunde, war Hahnenschrei und das sanfte Weinen der Läm-

mer, war das Wiehern wilder Pferde und der dumpfe Ruf der Büffel in einer künftigen, erträumten Heimat überm Meer. Die Freiheit grüßte ihn und das Leben nach dunkler Buße.

Der Wärter schloß auf und trat ein: „So“, sagte er nach einer Stille, „Konzert läßt du dir vormachen, du Saubär? Marsch, kusch dich! Da!“ Und er wies auf die Pritsche, die er eine Stunde zuvor beim Absperren der Zelle von der Wand heruntergeschlossen hatte.

Der Gefangene gehorchte. Der Wärter verließ den Raum, kam fast augenblicklich mit einer Trittleiter wieder, erstieg sie und schloß mit Krachen die Öffnung. Dann horchte er mit Anstrengung empor und grimassierte unlustig, da man den Vogelgesang noch immer vernahm, wenn auch nur als ein fernes fernes, zärtliches, trauriges Rufen.

„Dir wird man dafür tun“, bemerkte er mit Hohn, „sag ihnen nur Adieu, deinen Musikanten, du Sauigel!“

Zwei Tage darauf wurde dem Sträfling eine andere Zelle angewiesen, durch deren Luke der leere Himmel hereinschien. In ungeheuren Abständen nur sah Johannes die Schwalben in der hellen Öde vorüberzucken.

## 6

Ein halbes Jahr noch trennte ihn von seiner Entlassung. Und nun erst begann seine Strafe ihn wahrhaft zu quälen. Nun erst lernte er das grauenvolle Erwachen kennen, den ersten Blick in einen untragbar einsamen und häßlichen Tag, dem noch so viele gleiche folgen sollen bis zum Tag der Befreiung. Sein Plan für diesen stand fest. Er würde vor das Mädchen hintreten, dem er Gewalt zugefügt, und würde bei ihr und bei den Eltern nochmals anhalten. Sprachen sie Ja, war es gut, sprachen sie Nein, wie zu vermuten blieb, so würde er ihr die Hälfte seines kleinen Vermögens als Heiratsgut überschreiben. Mit dem Rest aber, fürs erste vor Mangel sicher, würde er drüben überm Meer ein Leben der freien Arbeit beginnen, neu geboren. Er

würde so wenig Spuren hinter sich lassen, wie das Schiff, das ihn hinüberfuhr, Spuren im Meerwasser ließ.

Seine Wünsche also hatten sich nicht verändert, aber in seine Sehnsucht nach Freiheit, die sanft und gefaßt gewesen war, mischten sich Verzweiflung und Haß. Diesem Haß gegen den Menschen, der ihn peinigte und schmähte, wollte er entinnen, von ihm noch mehr als von Reue und Trauer und Makel erhoffte er Heilung in der Luft des Meeres und der tropischen Länder. Kaum wagte er mehr den Menschen anzusehen, aus Furcht vor der eignen unbändigen Natur, die ihn schon einmal so unheilvoll überwältigt hatte. Mit niedergeschlagenem Blick stand er vor ihm da, zuchtvoll und unterwürfig. Und stündlich fast wiederholte er sich den Satz, der ihm Trost war und Fessel: „Bin ich erst frei, so werde ich den da niemals wiedersehen, niemals, niemals!“

Inzwischen wuchs sein Verlangen nach der Nähe lebendigen Blutes. Es sehnte sich nach dem Weibe. Aber es waren nicht grobe Wünsche, die in ihm fluteten: sondern Zärtlichkeit, sanfte Gemeinschaft, geschenkte und empfangene Güte war, was ihm als das Herrlichste erglänzte. Wenn ihm die kleine Braune vom sommerlichen Acker erlaubte, das Unrecht an ihr zu sühnen, welch ein Leben wollte er ihr bereiten, in wie schützenden Armen sollte sie ruhn. Oft war sie in seinen Gedanken, Zug für Zug glaubte er sie zu kennen und zu lieben, die er doch kaum recht wahrgenommen hatte in der weißen Glut von Sonne und Rausch. Ward sie's aber nicht – nun, er würde eine andere finden, drüben im neuen Land. Und sein Verlangen formte ein schmales zartes Geschöpf mit duftendem, dunklem Haar, das aus großen Augen gut und vertrauend zu ihm auf sah. Ach, es brauchte ja gar keine Frau zu sein, gar kein Menschenwesen, nur irgendein Stück Leben, das er warten und schützen konnte! Nur ein Hund brauchte es zu sein, der sich an sein Knie drückte, nur ein zahmer Vogel, der gern auf seiner Hand saß. Nur das kleinste Herz, das freundlich und gläubig in seiner Nähe schlug.

Nur nicht mehr allein sein mit diesen toten Mauern und ihrem teuflischen Schließer! Es kam so weit mit ihm, daß er des Nachts seine rechte Hand sich aufs Herz legte und mit der linken den Puls der rechten faßte, um so doppelt ein Leben zu spüren.

Sommer war da, und mit jedem Tag glaubte Johannes Abrecht, nun sei das Maß erfüllt, nun könne der Durst nach dem Lebendigen nicht höher mehr steigen, nun seien die Grenzen menschlichen Leidens erreicht für ihn. Wohl sagte er sich vor, daß bald, daß in wenig mehr denn hundert Tagen das Ende gewiß sei, wohl stellte er mit erzwungener Überlegung sein Schicksal neben das der Tausende, die länger, die lange, die ewig zu schmachten hatten; keine Rechnung drang ihm ins Blut, und er litt. Die stummen, schlimmen Häupter der Sträflinge in der Werkstatt zu betrachten, war keine Erleichterung, auch hatte der Feind es erreicht, daß er von sieben Tagen drei in der völligen Abgesondertheit seiner Zelle zubringen mußte. Da geschah das Wunder.

7

Eines Abends kam er aus dem Arbeitssaal zurück. Der Wärter, der mit ihm eingetreten war, schloß die Pritsche von der Wand, die krachend in ihr Scharnier niederfiel, blickte sich um, fand wütend keinen Anlaß zur Beschimpfung und schlug die schwere Tür hinter sich zu. Sein feindseliger Schritt verhallte.

Johannes Abrecht blieb eine Weile stehen, das Gesicht dem Geviert erblassenden Sommerabendhimmels zugewendet, das leer von Geschöpfen war, und kehrte sich dann matt der öden Einsamkeit des Gelasses zu. Sein Blick fiel auf die traurige Lagerstatt.

Da sah er mitten auf der rauhen, graubraunen Wolldecke grüngolden leuchtend ein lebendes, ein sich bewegendes Kleinod. Johannes griff mit beiden Händen nach seinem Herzen.

Es war ein Rätsel, wie der Laufkäfer hereingekommen war. Durchs Fenster fliegen konnte er nicht, soviel wußte Johannes von der Natur dieser Arten; wie unwahrscheinlich aber, wie über alle Begriffe erstaunlich und beglückend, daß er den Weg über die Zellschwelle gefunden haben sollte, der so selten offen stand. Ja, es war ein Wunder geschehen.

Johannes näherte sich leise, als wollte er den Schmalen, Kleinen nicht schrecken, er ließ sich ohne Laut an der armen Bettstatt nieder, lag in seinen Sträflingshosen auf den Knien und sah aus großer Nähe mit glücklichen Augen auf dies lebende, sich regende Geschenk. Der Kleine hob mühsam eins seiner sechs feingliedrigen, braunen Beinchen um das andere und strebte über den rauhen wirren Filz der Decke hinweg. Manchmal hielt er resigniert und ermüdet an. Seine grüngoldenen Flügeldecken glänzten im Abendlicht, sein Nackenschildchen glühte und schimmerte als das köstlichste Juwel. Seine Fühler arbeiteten zart und lautloser als irgend etwas in der Welt, und seine freiliegenden Augen blickten umher.

Du kannst mich gewiß nicht sehen, du nicht, dachte Johannes, ich bin ja wie ein Berg für dich, wie eine Bergkette, Kleiner, Kleiner. Aber ich kann dich sehen, mir bringst du Freude und den Gruß der Freiheit, du bist ja so schön. Doch wenn du auch häßlich wärest und röchest und mich stächest, ich wäre dir doch gut und nahe, und du säßest doch in meinem Herzen. Laß dich berühren, laß mich das lebendige Gold deiner Flügel anrühren, mein holder kleiner Wohltäter! – Und er streckte behutsam eine zitternde Hand aus.

Da aber geschah das zweite Wunder: der Käfer schien ihn wahrzunehmen, ihn, den Menschen in seiner fühlenden Gegenwart. Er schien zu stutzen. Dann machte er unbeholfen im klettenden Filz eine Wendung und kam auf Johannes Abrecht zu, geradeswegs auf die Brust des knienden Mannes.

Wer vermag zu sagen, ob es möglich oder ob es kindischer Traum ist, ein Insekt zu zähmen, zu gewinnen und zum Kameraden zu machen. Was wissen wir denn! Wir wissen nicht, was in den Holzfasern des Astes vor sich geht, den wir überm Knie abbrechen, wir wissen nicht, ob der Stein schicksallos zersplittert, den ein Kinderarm geschleudert hat. Wir wissen nichts. Wir waschen uns den Schlaf aus den Augen und betreiben unsere Geschäfte mit grimassenhaftem Ernst und heizen unsern Körper mit Nahrung und umarmen ein Weib, dessen Blutwärme uns gefällt und das uns so fremd ist wie Baum und Stein und Tier, und legen uns am Abend nieder zur tieferen Dumpfheit. Wir wissen nichts.

Johannes Abrecht glaubte, daß er sich den kleinen Goldenen gewonnen habe, und also war es so. Der war nun sein Leben. Die Tage, die in der Einzelhaft verbracht werden mußten, waren nun die schöneren. Aber auch die anderen, an denen er erst abends aus der Werkstatt zurückkehrte, waren erträglich, denn eine Erwartung erfüllte und kürzte sie.

Er hatte zu kämpfen um seinen schimmernden Besitz. Mit ganzer Seele horchte er auf den Schritt des Schließers, der sie beide nicht überraschen durfte, und er verzichtete mit Durstqualen auf seinen Trunk Wasser, denn es gab kein Versteck in der Zelle außer dem Wasserkrug. Den entleerte er heimlich, ohne Geräusch, und dort, in tönerner Tiefe und Feuchte, saß nun der Goldene tagelang und wartete. Dort saß er bei Gräsern und armen Blüten, die ihm sein menschlicher Freund von den Gängen im Zuchthaushof heimlich heraufbrachte.

Sie spielten. Wie liebkosend kletterte der Schlanke über die Finger des Mannes, sacht tastend, nimmer erschreckt. Und raspelte an einem Hälmlchen, sog an einer Löwenzahnblüte, die der Mann ihm hinhielt.

Johannes Abrecht hatte nicht an seinem Verstande gelitten. Er wußte, wen er liebte: ein armes geringes Käfertier, dessen

Leben zu Ende ging mit diesem Sommer. Aber mit diesem Sommer ging ja auch die eigene Qual zu Ende, bis an die Schwelle des Lebens würde ihn der winzige Gefährte aus Gold geleiten und ihn dann entlassen zu all den Geschöpfen draußen, die Johannes tätig zu lieben gedachte. Was verschlug es denn, woher die Freude kam, im letzten Augenblick vor der schwarzen Verzweiflung war sie zu ihm gekommen, wie sollte er deuteln und verneinen und sich mehr wünschen vor dem lebenden Kleinod, das so tröstlich schimmerte im Licht der scheidenden Sommertage.

Ich kann dir nicht genug Liebe zeigen, Kleines, Kostbares, dachte er, ich kann dir nicht genug Gutes tun, denn alles verstehst du nicht. Aber wenn du nicht mehr lebst und deine Ärmchen bewegst, Juwel, dann werde ich noch mit meinen starken Armen die Erde lieben und betreuen, von der du wieder ein Krümchen geworden bist!

## 9

Um die Mitte eines Tages der Einzelhaft kniete Johannes Abrecht bei seinem Freund auf dem steinernen Boden. Er hatte den Speisennapf vor sich hingestellt, und auf dessen Rand machte nun der Goldene spielend die Runde. Manchmal hielt ihm Johannes quer den Zeigefinger entgegen, dann stutzte das Tierchen, schien seitwärts zu äugen und bewegte wie neckend das vorderste, kürzeste Paar seiner Glieder.

Die Tür knarrte und fiel wieder zu. Johannes sprang empor und sah mit tödlicher Angst dem Wärter in das böse Gesicht. Dessen Stirn war röter als sonst, die flachen Augen flimmerten, und der kleine Mund war nichts als ein scharfer, bleicher Strich. Abrecht wußte sogleich, daß nichts mehr zu verbergen war, daß jener ihn beobachtet hatte. Ungeschickt und flehend hob er seine Arme, nicht viel anders als der Kleine, den er schützen wollte. Er versuchte zu sprechen.

„Halt's Maul“, sagte der Schließer, „zeig, was du dort hast!“

„O nicht, o nicht!“ sagte Abrecht mit versagender Stimme.  
„Tun Sie ihm nichts!“

Der Wärter bückte sich, hob das Tierchen auf, das erwartend an der gleichen Stelle sitzen geblieben war, sah flüchtig hin auf das krabbelnde Ding in seiner Faust, ließ es dann gleichmütig fallen und zertrat es mit einer Drehung des Fußes. Man hörte ein Knirschen.

„Dir wird man's beibringen, dich zu amüsieren!“

Johannes Abrecht war auf den Schemel in der Ecke gesunken. Er saß da, das Gesicht in den Händen verborgen, und rührte sich nicht. Er saß eine halbe Minute, die Nägel in die Schläfen eingekrallt und hielt seinen Leib, sein Ich mit ungeheurer Gewalt auf dem Sitze zurück.

„Marsch, putz' es auf!“ sagte der Wärter und stieß ihn an, Abrecht erhob sich mit zu Boden gerichteten Blicken und nahm gehorsam aus der Ecke den Wischlumpen.

Der Kleine war gut zertreten. Man sah einen ziemlich großen Fleck auf dem Estrich, schwarzen Gliederbrei und ein wenig Blutsaft von unbestimmter Farbe. Und nur ein winziges Eckchen der einen Flügeldecke war unversehrt geblieben und blitzte grüngolden im Schmutz der Vernichtung.

Johannes wischte sorgsam das Ganze fort, ohne die Augen zu erheben. Der Schließer fand nichts mehr zu sagen, sah sich noch einmal um und ging davon, wenig befriedigt.

## 10

Er wußte nicht, der Mann, wie nah in jener halben Minute der Tod an seiner haarigen Gurgel vorbeigestrichen war. Er wußte nicht, der Tropf, warum sich Abrechts Hände so wütend in die eigenen Schläfen eingekrallt hatten. Er hatte einem Gefangenen einen Zeitvertreib weggenommen, pflichtgemäß, basta. Der beste Zeitvertreib auf dieser Erde aber ist der Haß. Wer weiß das denn nicht! Das wissen seit Alters die Dummköpfe aller Nationen, die ihre öde Muße damit ausfüllen, andere Na-

tionen zu hassen und zu schmähen. Wie aber soll der vollends Langeweile noch fühlen, ja überhaupt den Zeitablauf, dessen Herz einmal in den untersten teuflischen Grund eines andern Herzens getaucht ist und aus diesem Schacht wieder aufgetaucht, als ein Eimer gefüllt bis zum Rande mit Racheverlangen.

Zwei Monate trennten den Sträfling Abrecht von seiner Entlassung. Sie waren nicht mehr für ihn, als eine kurze, von Bränden durchloderte Nacht. Er stand und ging und arbeitete und säuberte sich und sein Gelaß, ohne Zwang und ohne Anteil, und spürte mit entsetzlicher Lust, wie die Flamme tiefer und tiefer in sein Inneres fraß. Stundenlang konnte er auf seinem Schemel hocken oder unter der Filzdecke im Dunkel liegen und Einen Satz, Einen Gedanken in sich bewegen. Fünfzigmal und Fünfhundertmal konnte er sich stumm die gleichen Worte wiederholen: Wie kann ein Mensch das tun? Ein solcher Mensch darf nicht leben. Solch ein Mensch verpestet die Welt!

Aber er wußte auch, daß der Andere bereits nicht mehr lebte. Sein Urteil war gesprochen. In jener halben Minute war es schwer gewesen, ihn nicht zu töten. Aber nun war es leicht, nun kostete es gar keine Mühe mehr, zu warten, nun lag sogar eine Art von bitterer Wollust darin, den Teufel unterm sichern Beil noch umherlaufen zu lassen, übermütig und wie unbedroht.

Nein, er war nicht wahnsinnig geworden in seiner Haft. Auch als er den Goldenen hegte und liebte, war er es ja nicht gewesen. In jedem Augenblick sah er, was mit ihm vorging: er liebte einen kleinen glänzenden Käfer, der nichts war und alles bedeutete. Auch jetzt wußte er wohl, daß nur Geringes geschehen war: jemand hatte ein Insekt zertreten. Klar hätte er zu sagen vermocht: was da geschehen ist, daß einer einem wehrlosen Gefangenen die eine, einzige, armselige Freude vernichtet, ohne Sinn, nur um wehezutun. das ist kein großes Ereignis. Aber dieses Ereignis bedeutet alles, was auf der Erde hassenswert ist, verachtenswert, vertilgenswert. Niemals ist auf Erden

etwas Geringeres, Unbedeutenderes geschehen und niemals etwas Größeres und Böseres und Schauerlicheres. Und wenn ich diesen Wächter töte, wenn ich diesem Niedrigsten der Niedrigen den gemeinen Hals zudrücke oder ihm ein Messer in den Schlund stoße, so töte ich den Teufel, so zertrete ich der Schlange den Kopf, und darum muß es geschehen, und darum wird es geschehen, und darum weiß ich nicht und will nicht wissen, was jenseits dieser Tat für mich liegt, und darum hungere ich nach ihr und darum giere ich nach ihr, und darum vollführe ich sie. Amen. Amen. Amen.

## 11

Johannes Abrecht ging durch die Straßen des Außenquartiers der Stadtmitte zu, suchend, auf ungefähigem Wege. Seine Kleider saßen ihm ungewohnt locker am Leibe, nur die Stiefel schienen ihm schwer. Der Filzhut schwankte unsicher auf seinem geschorenen Haupt. In der Hand trug er einen kleinen Lederkoffer.

Es war ein schöner, mildsonniger Herbstmorgen, und sogar hier draußen hatte die Stadt ein freundliches Gesicht. Die Menschen sahen lustig aus, und die sausenden Wagen der elektrischen Bahn klingelten hell. Schon nach ein paar Ecken glaubte Johannes weit gegangen zu sein, hier dachte wohl keiner mehr daran, woher er kommen könne. Und ohne seinen Hut abzunehmen, hielt er einen jungen Menschen an und fragte ihn nach der Uhr. „Vielleicht würden Sie mir auch das Datum sagen?“ fügte er mit leiser Stimme hin zu. Der Andere stutzte. „Der neunundzwanzigste September ist“, sagte er und machte, daß er davonkam.

So hatten sie ihn zwei Tage vor der Zeit entlassen. Ein sonderbares Geschenk war das eigentlich nach diesen zwei Jahren. Und nachdenklich ging er weiter. Schließlich stand er mit seinem Köfferchen, das er eng an sich drückte, auf der vordem Plattform eines elektrischen Wagens. Leute stiegen auf und sprangen ab, keiner beachtete ihn, das Gewühl auf den Straßen

wurde immer heiterer und dichter. Lange folgte er mit den Blicken einem Handkarren, der an einer Ecke stand, ganz voll mit herrlichen Pfirsichen. Jeder konnte dort hintreten und sich für ein wenig Geld von den schönen Früchten kaufen. Er blickte in seinen Geldbeutel, in dem zusammengefaltet eine größere Summe lag. Er hatte sich wohl versehen – damals.

Vielleicht war der Wagen mit den Pfirsichen die Ursache, daß er am großen Marktplatz ausstieg und sich in einem der alten Gasthöfe, die dort liegen, ein Zimmer anweisen ließ. Er stieg mit dem Hausknecht die schmale, gewundene Treppe empor, auf der es nach Gemüse und nach verschüttetem Landwein roch, und stand dann hoch, fast unterm Giebel, in einer einfachen Stube. Noch einmal wurde er gestört. Es war wieder der Hausknecht, keuchend, mit einem Anmeldezettel in der Hand. Johannes Abrecht füllte ihn umständlich aus und benutzte dabei, ohne nachzudenken, einen erfundenen Namen, den einer fremden Stadt und willkürliche Daten. Er merkte, wie ihm die Buchstaben fremder waren nach der langen Entwöhnung.

Dann ging er daran, seinen kleinen leichten Koffer auszu packen, und es wurde ihm seltsam zu Mut, als er die Wäschestücke herausnahm und die zwei Bürsten und die Seife und den Kamm und einen kleinen Spiegel und das Rasierzeug und alles, was da so sorgfältig zusammengeschichtet lag, wie für eine Vergnügungsreise von zwei Tagen. Dort im Hause war ihm nichts gelassen worden von dem Mitgebrachten. Unberührt hatte das Köfferchen siebenhundert Tage lang im Speicherraum gestanden, versehen mit einem Zettel, der eine Zellennummer trug und ein Datum.

Der träge Gedanke kam ihm in der Betäubung des neuen Tages, als sei nicht nur sein Koffer, als sei auch er diese ganze Zeit über beiseite gestellt gewesen, habe gewartet und keinerlei Existenz geführt, und als müsse es nun möglich sein, am gleichen Punkte das Lebensseil wieder anzuknüpfen.

War das so? Nein, das war nicht so.

12

Er trat ans offene Fenster und legte beide Hände um das Eisen der niedern Balustrade. Drunten war freudiges Gewühl von Farben und Schällen. Der Platz zwischen dem alten, gezackten Rathaus und der ungleichen Häuserreihe, zu der sein Gasthof gehörte, war ganz bedeckt vom Durcheinander des Markttags, in der durchsonnten Kühle bewegten sich die Menschen heiter zu ihren Geschäften, von Früchten und Blumen und blättrigen Pflanzen leuchteten alle Verkaufsstände, Freundlichkeit herrschte, Mangel war fern, und das Leben schien leicht.

Deutlich und nahe lag dies alles vor Johannes da und gleichwohl von ihm abgetrennt, nicht zu ergreifen, nicht als Realität, in die man mit wenigen Schritten gelangen konnte. Dies war die Welt, die wirkliche, dies war das Menschendasein, aber er hatte nicht Teil daran, noch nicht. Wäre er die alte Gasthausstiege hinuntergegangen auf diesen sonnigen Platz, gewiß wäre dies alles vor ihm zurückgewichen, und in der Ferne hätte das heitere Getriebe weitergespielt.

Schöne Früchte waren da; welch gütiges, reiches Werk hatte die Sonne getan, während er selber vor ihr verbannt war. Solch eine schöne Frucht war aufgespeichertes, festgewordenes Sonnenlicht, das konnte er sich nicht kaufen – noch nicht! Da stand auch wieder ein Korb mit Pfirsichen. Ein Pfirsich, das war die Vollendung. Die Natur wollte einmal zeigen, wie groß und herrlich sie sei, und da brachte sie spielend das Köstlichste hervor: einen Pfirsich oder einen Schwan oder ein rosiges Stück Kristall. In der Schule, einst, hatte man ihn gelehrt, was das Wort Pfirsich besage. Persische Frucht besagte es. Persien! Sein Traum von Meerfahrt, Fremde und südlicher Glut zog hinter Schleiern an Johannes vorüber. Noch durfte er die Hände nicht ausstrecken, um den Schleier zu zerteilen, aber die Stunde war nahe.

Er ermunterte sich und blickte gesammelter in die ausgebreitete Fröhlichkeit. Da sah er an einem der Verkaufsstände den Händler mit seinem Hunde spielen. Es war ein gesunder Mann von fünfzig Jahren, in einem wollenen Kittel und mit einer Wollmütze auf dem Schädel; der Hund ein kleiner lustiger Scherenschleifer, mit viel zu großen, hängenden Ohren und einem zu langen Schwanz. Er hatte sich an einem Gemüsekorb in die Höhe gerichtet, und der Händler neckte ihn mit einem Bündel Mohrrüben. Der Schwarze ging auf den Scherz ein, bald erhob er das rechte und bald das linke seiner kurzen Vorderbeine und patschte mit der Pfote drollig nach dem gelben Bund. Mit einem Mal aber warf sein Herr die Rüben fort, packte den Kleinen fest beim einen Ohr und lachte ihm mit einer freundlichen Grimasse ganz nahe in sein schwarzes Gesicht. Da riß er sich los und fing an, aus Leibeskräften bellend und juchzend einen Freudentanz um den Verkaufsstand auszuführen.

Dies aber sah Johannes bereits nicht mehr. Wie er das Hündchen spielend die kurzen Vorderglieder bewegen sah, war mit einem Mal der Schleier vor seinen Augen zerrissen, sein wahrer Zustand war hergestellt, er wußte was ihn noch von der Welt und von der Zukunft trennte. Er hörte jenes Knirschen auf dem Steinboden, er hörte jene mitleidlosen, unsagbar gemeinen Worte, er sah jene gelben Augen und sah jenen Mannsstiefel in seiner Drehung. Die Welt war wieder voll vom Pesthauch des bösesten, des untersten Menschen und Johannes' Blut wieder angefüllt mit dem ungeheuersten Haß und unbeirrbarer Rachgier. Kein Einwand, keine Überlegung, keine Voraussicht konnte standhalten vor diesem Stärksten, vor dieser Notwendigkeit. Eher mochte man ein Seil ausspannen, um das Meer zu dämmen.

„Ich werde ihn töten“, sagte er vor sich hin. Zum ersten Mal sprach er aus, was er seit Wochen wußte und wollte. Behutsam schloß er das Fenster und verriegelte die Tür, als könnte einer

von draußen in seine Gedanken einbrechen. Dann ließ er sich in der Mitte der Kammer am leeren Tische nieder, stützte die Stirn in die Hand und begann ruhig, geordnet, zu planen.

13

Am nächsten Tage hatte er ein ausführliches Gespräch auf dem Auswanderungsbureau. Von dort begab er sich nach dem Konsulat jenes südamerikanischen Staates und wurde von dem Beamten, einem deutschen Herrn in vorgerückten Jahren, höflich belehrt. Dann erst löste er seine Schiffskarte für ein nicht sehr entferntes Datum und ordnete auch das Nötige in dem Lagerraum, wo seine Habe verwahrt wurde.

Am Abend begann er seine Nachforschungen. Allein es bedurfte verschiedener und methodischer Streifzüge, um seine Tat unfehlbar vorzubereiten.

Nicht ferne von dem Zuchthaus, ein kleines Stück weiter draußen an der halberstellten Vorstadtstraße, befand sich die Wirtschaft „Zur Eintracht“. Sie war der Erholungsort für das Wachtpersonal. Hier saßen die Wärter beieinander, bei Bier und Skat, aus dieser niedrigen und muffigen Schankstube, darin es ihnen wohl war, kehrten sie zurück zum korrekten Dienst oder zur feigen Befriedigung ihrer bösen Triebe. Abende lang umstreifte Johannes den Ort, zweimal auch kehrte er hier ein, trank unerkannt und still seinen Schoppen und hörte die einfältigen Reden der Kerkermeister. Nach diesen Reden hätten sie ebensogut Hutmacher sein können oder Steuerboten oder Zigarrenverkäufer.

Mit einer besondern Sorgfalt studierte er den Weg, der zum Gefängnis zurückführte. War man die Straße stadtwärts ein Stückchen hinaufgegangen, so bog zur Linken eine schmale Gasse ab, die zwischen der äußern Zuchthausmauer und einem langen, schwarzen Lagerschuppen hindurchleitete. Auf diesem Pfad gelangten die Wärter an den hintern Eingang zur Anstalt.

Johannes kannte die Tageseinteilung des Hauses, auch den Turnus jener abendlichen Erholung im Wirtshaus hatte er rasch festgestellt, es galt nur das Eine: den Verurteilten ohne Begleitung zu treffen. Um sicher zu gehen, lauerte er ihm probeweise auf.

Gegen die neunte Stunde war er in der Gasse. Er stand in der Türnische des Schuppens, eng in die Finsternis gedrückt, und wartete, Ein Stück von ihm entfernt brannte an einem Eisenarm, der aus der Zuchthausmauer ragte, trüb eine Öllaterne. Jeder, der sich von der Straße her näherte, war deutlich zu erkennen. Ein Wärter kam bald, ein großer hagerer Mann: wie er unter dem Lampenlicht hindurchschritt, unterschied Johannes den freundlichen und ernsten Ausdruck seines langen Gesichts.

Warum konnte der nicht mein Kerkermeister sein, dachte er ruhig, dann läge jetzt nicht der furchtbare Druck auf meinem Herzen. Der Mann ging stetigen Schrittes vorüber, dort an der Pforte läutete er, ihm wurde geöffnet, und die Tür fiel zu.

„Ja, den hätte ich nicht töten müssen“, sagte der Lauscher vor sich hin. Er dachte dies mit einem stillen Bedauern über das ihm selber auferlegte Schicksal, aber ohne jedes Mitleid mit dem Verdammten. Was er vorhatte, war ja nicht das Ergebnis eines Entschlusses, der auch zu ändern war; hier gab es keine Wahl. Jener Mensch, der unnennbar Böse, er stand zwischen Johannes und der Welt. Es war nicht möglich, auch nur einen Schritt in das Dasein hinauszutun, ehe diese Wand niedergerissen war. Eigentlich stand sie gar nicht außerhalb, diese Wand, sie war nicht ein Stück Mann, das unter dem freien Himmel aufragte, sie stand in Abrechts Blut als ein furchtbar dicker Klumpen oder Knollen von Haß und Ekel und Verachtung. Ihm war es all die Tage, als lebe er nur auf Bedingung und Frist, als sei ihm nur eben so viel Kraft gelassen, um die Tat zu tun, und als werde er erst dann, wenn der Klumpen zerstört und fortgewaschen sei, frei wieder atmen und schlucken

und wollen und lieben können, als werde erst dann wieder sein Blut ruhig und milde durch den ganzen Körper kreisen.

Ihm fiel ein, wie ehemals daheim einer seiner Schulkameraden schwer krank gewesen war; der Arzt hatte von einer Blutvergiftung gesprochen und hatte dem Buben eine Silberlösung durch die Adern geleitet, da war der genesen. Johannes erinnerte sich deutlich an den Eindruck, den ihm das damals gemacht hatte, wie in seiner Vorstellung ein mattschimmernder, kühlender Silberstrom Jenem durchs Blut floß und alle giftigen Keime sanft mit sich fortnahm und tilgte. Ja, so würde auch ihm zu Mute sein, wenn die Tat vollbracht war.

In diesem Augenblick sah er sein Opfer kommen. Kurze, stampfende Schritte bogen in die Gasse ein, und schon erblickte Abrecht dort unter der Laterne, für einen Augenblick hell beleuchtet, das platte, gemeine Gesicht, die Augen, den Schnauzbart, die Kinnlade. Rasch kam er näher, ahnungslos und singend. Johannes hörte die Worte eines Gassenhauers in der furchtbaren Stimme.

„Es braucht ja nicht grade Flanell sein“, sang er und war an Abrechts regloser Person schon vorüber.

„Es kann ja auch eventuell sein“, hörte Johannes noch. Ein Lachen packte ihn über die Sinnlosigkeit dieses Textes, den der bösertige Dummkopf gewiß entstellte; voll Hohn und Haß und triumphierender Wollust lachte er lautlos, weil der da in vergnügter Stumpfheit so Schulter gegen Schulter an seinem eisernen Schicksal vorüberstreifte.

Es läutete da hinten, es ward aufgetan, und dumpf donnernd schlug hinter dem dort die Pforte zu.

#### 14

Am andern Morgen fuhr er mit der Kleinbahn hinaus. Es ging erst durch die häßlichen Siedlungen der Bannmeile, dann eine schwache Stunde durch freundliches, welliges Land. Er verließ den Zug und schritt auf der Landstraße gegen Hochberg.

Herbstlich braun und verlassen lagen die Felder in der klaren Luft, Johannes schritt fast behaglich aus in seiner dunklen, wärmenden Kleidung. Nicht lange und er stand an der Stelle, wo sacht aufwärtsführend die Seitenstraße nach Hochberg abbiegt.

Hier war es, dachte Johannes Abrecht und blickte auf das leere, schweigende Feld, auf die Bodenwelle, die damals voll von reifem Korn gewesen war, und an der sich sein Schicksal entschieden hatte.

Wäre ich ein Stündchen später gegangen, dachte er, mein Leben würde sich nicht verändert haben. Oder hätte ich einen andern Weg genommen, oder wäre es weniger heiß gewesen, oder hätte das Kind daheim Kartoffeln schälen müssen. An solchen Umständen hängt nun ein Dasein. Ein Zufall alles, ein Zufall böse und gut!

Aber während er so dachte und auf die verlassenen Stoppeln hinsah, da wußte er auch schon, daß es töricht war, von Zufall zu sprechen. Es war ja gar nicht möglich, jenes Ereignis und diese zwei Jahre in Gedanken zu tilgen, sein Leben war magisch gewiesen, magisch gebogen worden, nach dunkler gewaltiger Satzung. Hatte er denn auch nur die Fähigkeit, das Geschehene anders zu wünschen, sagte nicht ein geheimer Instinkt in seiner Brust Ja und Willkommen zu jeder Wandlung, zu jedem Geschick? Erlebte er nicht gefaßt und bejahend seinen Fall und seine Strafe, den Kerker und die neue Freiheit, das Heimatloswerden und die Grüße des Unbekannten? Willkommen Böse und Gut!

Doch nicht willkommen! Eins nicht: nicht der Abgrund des Herzens, nicht das Gemeine, nicht das Grausame, nicht der hämische Teufel, nicht der, der den Wehrlosen martert. Alles, alles, alles ist hinzunehmen, ist zu ertragen, ist gutzuheißen, alles läßt sich umfassen mit Freundschaftsarmen, alles sich einschließen in eine schicksalbereite Brust: tiefer Sturz und Elend und Hunger und Schmerz und Verlassenheit und Verlo-

renheit und Verstoßenheit, aber dies nicht, Jener nicht, Er nicht! Vor Johannes' Augen wallte roter Dunst auf. Er sah die Stelle seines Schicksals nicht mehr, sie war ihm nichts mehr.

Er machte sich frei und schritt den Weg nach Hochberg hinauf. Im Orte fragte er nach dem Hause des Bauern und ging durch die Straßen, von niemand beachtet. Wenige hatten ihn hier gekannt; und die Menschen vergessen. Bald stand er vor dem Hof, der nicht besonders stattlich war und nicht ärmlich.

In der Stube saß der Bauer am Tische. Johannes nannte seinen Namen, ohne Erregung, aber auf einen übeln Empfang gefaßt. Es geschah jedoch nichts. „Ja“, sagte der Mann nur, „was ist denn?“

Johannes trug mit kurzen Worten seine Frage vor.

„Ja“, sagte der Bauer und war noch immer nicht aufgestanden, „da weiß ich nicht. Die Geschichte ist ja vergessen, es wär' vielleicht nicht gut, wenn man da wieder anfinge. Und zu Ihrem Amt werden Sie ja auch nimmer kommen?“

„Nein, freilich“, sagte Abrecht und blickte auf den ruhigen Mann. Wo war dessen Zorn hin, der ihn in die Verbrecherzelle geschleudert hatte? Zwei Jahre waren die Ewigkeit. War einer noch der gleiche Mensch nach zwei Jahren? Er selber fühlte ja nichts beim Anblick des einstigen Feindes.

„Möchten Sie die Johanna sehen?“ fragte der nun, „ich kann sie Ihnen rufen.“ Er stand auf und ging über den Hof zum Eingang des Schuppens, Johannes sah durchs Fenster, wie er dort stehen blieb und ins Tor hineinsprach.

Johanna hieß sie. Das hatte Johannes Abrecht vergessen gehabt oder niemals gewußt. Aber nun schien es ihm, als könne schon dieser Namensgleichheit wegen gar keine Verbindung zustande kommen. Es war gewiß nicht vernünftig, aber ihm schien die Unmöglichkeit durch diesen Umstand besiegelt. Dies war ihm nicht bestimmt.

Das Mädchen trat ein mit dem Vater. Abrecht hätte sie schwerlich wiedererkannt, sie wäre ihm vermutlich nicht einmal aufgefallen in einer Schar von anderen. Er sah ein hochaufgeschossenes Ding, nicht hübsch, nicht häßlich, auch nicht besonders braun von Haut nun im Herbst, während seine Erinnerung sich doch gerade an dieser Gebräuntheit solange festgehalten hatte. Verlegen stand sie da, blickte seitwärts, und legte ihre Hand in die seine.

Er sagte: „Ich möchte Sie um Verzeihung bitten wegen damals, Fräulein Johanna.“

Sie wußte ganz offenbar nichts zu sagen und murmelte schließlich, halb unverständlich:

„Es war nicht so schlimm.“

„Ich habe Ihrem Vater schon gesagt, daß ich gern alles an Ihnen gutmachen möchte. Ich habe gefragt, ob er doch vielleicht will, daß wir uns heiraten.“

Sie blickte ihn zum ersten Mal an; auch sie hatte ihn ja niemals recht gesehen, und wunderte sich wohl über das ernste, schmale Männergesicht. Dann murmelte sie:

„Ich weiß nicht, Herr Abrecht. Die Leute haben's schon beinahe vergessen.“

„Es ist auch noch ein Anderer da, der sie heiraten will“, sagte der Vater von seinem Stuhl her, „sie ist bloß noch zu jung, erst siebzehn.“

„So“, sagte Abrecht, „da wünsche ich Glück. Es ist schön, daß ich Ihnen doch nicht Ihr Leben verdorben habe. Ich habe viel an Sie denken müssen, Fräulein Johanna, dort.“

Sie ließ nun die Augen fest auf ihm haften. „Haben Sie's sehr arg gehabt?“ fragte sie leise.

„Ach nein“, sagte er vage. Und dann brachte er, völlig frei nun und mit seinen Gedanken schon kaum mehr in dieser Stube, sein anderes Anerbieten vor, nannte die Summe und fragte zweimal, ob dies so recht sei. Johanna schaute ihn neugierig

und töricht an bei seinen Worten, aber der Vater ließ sich alles mehrmals auseinandersetzen, ohne Dank und ohne Erstaunen, so, als handelte es sich um eine Sache, auf die er lange mit Anspruch gerechnet hätte. Als dies erledigt war, stockte das Gespräch.

„Die Frau und mein Sohn sind in Lengenau auf dem Markt“, sagte der Vater endlich. „Aber mögen Sie nicht einen Kaffee, Herr Abrecht?“

Johannes lehnte ab, allein das Mädchen war schon draußen, froh offenbar, daß die Situation sich auflöste. Nach wenigen Minuten kam sie zurück, mit Kannen und einer Tasse und mit einer Art von sehr weißem Brotkuchen, einem dicken, duftenden Laib. Johannes aß und trank, und die Beiden sahen ihm zu. Gesprochen wurde fast nichts mehr, denn man hatte sich nichts mehr zu sagen.

Schließlich zog Abrecht sein Fahrplanheft aus der Tasche. „Wenn ich Sie hinfahre, dann kriegen Sie noch den Zug um drei Uhr sechzehn“, sagte der Bauer. Wieder versuchte Johannes abzulehnen, mit ein wenig trübem Spott im Herzen. Aber wieder war der Bauer schon auf dem Weg, um einzuspannen.

„Vater, ich fahr' mit“, rief ihm die Tochter nach.

So fuhren sie denn zur Station; vorne rauchend der Mann, neben ihm das Mädchel, auf der hinteren Bank Johannes, ganz allein, als ein Herr. Er blickte auf den Rücken des Bauern, auf den schmälern der Tochter im Umschlagtuch und auf ihren mit gelben Blumen geschmückten Hut, den sie ihm zu Ehren aufgesetzt hatte, und der tellerartig und ungeschickt ganz oben auf ihrem Kopfe schwankte.

So fuhren sie durchs Dorf, so fuhren sie die Zweigstraße hinunter. Sie kamen zur Kreuzungsstelle, sie kamen zu jenem welligen Feld. Aber weder Vater noch Tochter blickten nach dem brachen Stück Land hinüber, das ihnen gehörte, und Johannes, der nun in seinen Gedanken vorgeneigten Hauptes da- saß, merkte erst lange Zeit später, daß sie vorüber waren.

Um fünf Uhr war er wieder in seinem Gasthof, um acht machte er sich durch die Dämmerung der Straßen auf seinen Weg. Er spürte den mildkühlen Abend nicht, er sah nichts vom Treiben der Menschen, die ihrer Berufslast ledig sich auf Genuß oder Ruhe freuten. Er wanderte zu Fuß die weite Strecke, um seinen Gliedern Beschäftigung zu geben, und mußte sich zügeln, um nicht nach dem Ziele zu rasen.

Alle die Tage ja hatte er sich gezügelt und bezwungen, hatte er die in ihm wühlende Glut zugeschüttet und niedergehalten, um mit Fassung das Notwendige zu ordnen. Nun aber, da er der Flamme ihren Raub freigab, da sie aufzüngeln und verzehren durfte, nun bedeutete jeder Augenblick des Wartens Krampf und Qual. Nun war sein Körper nichts anderes mehr als ein Gefäß der Rache, sein Auge nur spähende Angel, seine Hand nur sichere Waffe und Tod. Ein peinvoll sehrendes Verlangen war sein ganzes Ich. So giert der vom Schmerz Gefolterte nach dem Ende seiner Not, so der rasend Verliebte nach dem einen Leibe, so der Verschwachtende im kochenden Wüstenbrand nach dem Trunk, der nicht kommen kann. Sein Trunk aber war bereit, er war ihm gewiß, dies tobende Fieber war zu stillen, und die Stillung war nahe.

Nun rannte er doch und war an seinem Ziel, lang ehe es klug war, dort zu sein. Aber schon deckte die frühe Nacht ihn völlig zu, reglos stand er in seiner Nische, und endlich beruhigte sich auch sein Atem und sein tobendes Herz, so daß er in die Stille hinaushorchen konnte. Niemand ging vorbei, traurig stand die Gefängnismauer, die Laterne schimmerte öd.

Abrecht fühlte in seiner Tasche nach dem grifffesten Messer, und wie die Hand es fand, wußte er auch schon, daß er es nicht gebrauchen werde. Kein Drittes sollte zwischen seinem lebendigen Ich, das sich rächte, und jener Fratze stehen, nichts, auch kein Eisen.

„Ich erwürge ihn“, sagte er flüsternd vor sich hin. Er ballte im Finstern die rechte Faust mit aller Kraft, die ihn erfüllte. „Ich bin stark, einen Steinblock könnte ich zerspalten“, sprach er wieder, aber er wußte nicht, ob seine Lippen die Worte ausgebildet hatten.

Ihm fiel ein, daß er nun seinen Plan doch nicht befolge. In seinem Zimmer am Markt lagen die Gegenstände zur Vermummung, lag ein falscher Bart, den er sich vorsorglich beschafft, lag überdies eine Larve aus schwarzem Stoff. Aber wäre auch beides nicht einfach vergessen gewesen, er hätte es doch nicht brauchen mögen. Er stand seinem Schicksal gegenüber am großen Tag, am Tag der Erfüllung: er hätte ihm nackt gegenüberstehen mögen.

Mit wilder Klarheit horchte er nach rückwärts in die Zeit. Als spräche die gemeine Stimme an seinem Ohr, ihm geradeswegs ins Hirn hinein, so hörte er sie:

Dir wird man's beibringen, dich zu amüsieren, du Sauigel. Dir wird man dafür tun. Marsch, putz es auf ... Und das Knirschen.

Da kamen Schritte in die Gasse, wirr und ungleich. Und Abrecht sah beim Laternenschein zwei der Zuchthausbeamten redend miteinander nach Hause gehen. Er erblickte den mit dem langen, menschlichen Gesicht und einen Unbekannten. Sie waren vorüber, läuteten, verschwanden.

Wenn nun auch Jener nicht allein kam? Wie leicht war dies doch möglich, trotz aller Voraussicht. Nein, es schien nur möglich, es würde nicht sein. Die ungeheuere, unwiederbringliche Anspannung dieser Stunden, nie und nimmer konnte sie verloren sein. So wurde nicht verschwendet in der Welt.

Von diesem Augenblick an stand er in völliger Festigkeit da, in der Stille des Todes, und harrete. Er war ein eiserner Muskel, nichts anderes mehr, und völlig, völlig bereit.

Er kam. Der Schritt erklang, den Johannes aus öder Kerkerzeit kannte, gehackt, hart und feindselig. Ja, da kam er, allein. Johannes sah ihn unter der Laterne hindurchgehen, nun hatte er noch zwanzig Schritte zu tun, nun noch fünf. Johannes stand und war ein Werkzeug, eine Zange, bereit zu schnappen und zu packen. Ja, nun hatte er ihn, gelobt sei der Himmel, endlich, endlich!

Mit einem Ruck, einem Sprung war er aus dem Versteck heraus, hatte mit seinen beiden Händen den Feind an der Kehle und riß ihn herum. Der wollte aufschreien im grausigen Schreck, aber der Laut ward ihm hinuntergepreßt, er schlug um sich, wollte greifen, wollte treffen, aber die steinernen Fäuste hielten ihn würgend in der Entfernung, und seine kurzen Arme hieben die Luft. Die Uniformmütze war zu Boden gefallen, der Schein der Laterne fiel grell auf das kurze Haar, das sich borstig zu sträuben schien, und auf das verzerrte Gesicht.

Und Johannes sah ihn. Wohl war seine ganze Kraft in der Klammer seiner Fäuste versammelt, aber sein Auge blieb klar, und sein Geist erkannte, in finsterner Ruhe.

Schweigen herrschte. Kaum drang ein Gurgeln aus der Kehle des Menschen, ein Piepsen gleich dem einer Maus, gleich dem eines ganz kleinen Tiers war alles, was er hervorbrachte. Sein kleiner Mund stand offen als ein rundes Loch, und zwischen den spitzigen schmutzigen Zähnen bewegte sich rastlos, eilfertig die Zunge. Die flachen Augen aber, sie traten hervor, sie hingen hervor, es war, als müßten sie überlaufen und ausrinnen in der nächsten Sekunde. Johannes sah das alles, er sah den Menschen da vor sich schwanken, wanken, er wußte, daß Ohnmacht und Ende nur noch das Werk einer kürzesten Spanne sei, und daß seine Kraft wohl genüge, um dies Ende zu erreichen. Nein, er würde nicht erlahmen. Hier stand, mit den Fäusten an der Gurgel des Bösen, mehr als ein einzelner Mensch, der sich rächte!

In Johannes' Herzen war lastende Stille. Der Druck, der ungeheure, schmerzhaft Druck, der Drang nach Erlösung durch die rächende Tat, er war noch immer da; um ihn abzuwerfen, brauchte es Tod, letztes Röcheln, letzte Zuckung. Diese wilde, dumpfe Sehnsucht war es, die seinen würgenden Fäusten die Kraft gab. Ja, nun hieß es zu Ende pressen, nun hieß es abschließen, nun hieß es töten.

Und da fing Johannes an zu reden. Über die ausgereckten Rächerarme hinweg sprach er dem Andern in seine gemarterte Fratze hinein, mit klarer, kalter, gebändigter Stimme, und hörte sich selbst in seltsamer Fremdheit.

„Habe ich dich, habe ich dich, du! Weißt du, wer ich bin? Du mußt sterben. Siehst du, was ich mit dir tue! Mit meinen Fäusten presse ich dir das Leben aus. Nur ein paar Augenblicke lebst du noch, und die sind schrecklich. Aber lange nicht schrecklich genug. Denn du bist ja ein Teufel, das unterste gemeinste Geschöpf bist du! Ein Stück Schuft, so grausig, so scheußlich, daß es keine Strafe für dich gibt. Totwürgen ist ja nicht genug, nichts ist genug für dich. Jedes Glied müßte man dir einzeln zerbrechen, die Haut müßte man dir in Riemen zerschneiden, das Fleisch müßte man dir mit Zangen herausreißen, du Quäler, du Henker, du feiger gemeiner Schinderknecht! Was haben sie dir getan, die dort büßen, was habe ich dir getan? Meinst du denn, du Teufel, es gäbe in dieser Welt gar keine Gerechtigkeit? Meinst du denn, dir ginge alles so hin? Aber du bist am Ende. Du hast zu viel getan. Du bist ja gar kein Mensch, du bist ja die Schlange, du bist ja alles Elende und Schlechte in der Welt, von deinem Pesthauch, du Stück Aas, ist ja die Welt voll, man kann ja nicht mehr atmen, solange du noch da bist! Aber ich lösche dich aus, ich würge dich ab, du darfst nicht mehr sein!“

Er mußte sich nach vorwärts beugen und merkte, daß der Andere in die Knie gebrochen war. Er lag da vor ihm, das purpurrote Gesicht in viehischer Verzweiflung nach oben gewen-

det, die Augen verdreht, halb gebrochen schon, den lechzenden Mund offen mit weit hervorleckender Zunge. Johannes sah ihn, unerschüttert, ungerührt, ja mit steigender Wut. Er versuchte, den Druck seiner tödlichen Fäuste noch zu verstärken, alle Gewalt des Hasses, der Verachtung, der überstandenen Leiden preßte er in sie hinein. Und niedergebückt spie er seine Worte gegen die sterbende Larve, nun nicht mehr klar, nun nicht mehr gebändigt, sondern mit einer unmenschlichen Stimme, die kreischte und umschlug.

„Kennst du mich noch, du, kennst du mich noch, oder bist du hinüber? Augen auf, sieh mich! Ich bin's, den du gemartert hast, und der dich nun abtut! Ich, der Sträfling aus der Zelle dreiundneunzig. Weißt du noch, die Vögel, die Singvögel? Ja, ich habe sie singen hören, die kleinen Vögel, ja, mich hat das gefreut, mich, der dich jetzt ermordet, hat das gefreut. Und da bist du hingegangen und hast mir die Luke zugeschlagen, und weil man's doch noch gehört hat, bist du zum Direktor gelaufen und hast mich in ein anderes Loch gesperrt. Und du hast mich gestoßen und du hast mich gepufft und du hast mich angeschrien und du hast mich ausgehöhnt und du hast mir das Essen hingeschmissen und du hast mich beschmutzt und du hast mich geplagt und gefoltert – mich, einen wehrlosen Mann, einen wehrlosen, wehrlosen Mann. Da, verrecke, da würge, da schnappe nach Luft, nach deinem letzten Maulvoll Luft! Da da da, spürst du mich? Aber du sollst auch genau wissen, wofür du stirbst. Soll ich dir's sagen? Für einen Käfer stirbst du, für einen kleinen Käfer ... War ich denn nicht ein armer, armer Mensch? Ich hatte ja nichts auf der Welt. Ich war ja nahe daran, verrückt zu werden. Noch einen Tag oder zwei, und ich wäre gewiß verrückt geworden. Und da kam eine kleine Freude für mich, eine Rettung. Was war's denn für eine Freude, du! Ein Käfer war's, ein Insekt, ein Ding so klein, kaum zu sehen. Und das hatte ich lieb, und auf das freute ich mich, und mit dem spielte ich und sprach ich und brachte es fertig, daß es mich

kannte, und dieses armselige Ding war meine ganze Welt, das war mein Alles, ich armer armer Mensch! Und das hast du mir genommen, das, das hast du auf den Boden geschmissen und hast es zertreten mit deinem gemeinen dreckigen Mannsstiefel! Ist so etwas möglich, ist so einer wie du geschaffen von Gott, darf der leben? Nein. Der muß weg. Dem sein Atem muß still sein. Da gib ihn her, deinen Atem, den letzten ...“

Und immer die Marmorfäuste um die Gurgel des verlöschenden Henkers, zischte er ihm in grausiger Nachäffung mit dessen einstigem Tonfall ins Gesicht:

„Was hast du denn da? Gib's her, was du hast. Dir bringt man's noch bei. Da, putz es auf!“

Mit einem Mal aber, mitten im Donner und Dunst seiner Rache, geschah das Große mit Johannes Abrecht, das Göttliche geschah mit ihm. Er sah, wie der Mensch da unter ihm in seiner Agonie schwach, bewußtlos, versinkend, seine beiden Arme bewegte. Er sah diese beiden kurzen Arme hilfeheischend, gnadeflehend, mit unsicheren, armseligen Bewegungen sich rühren, zwei Taster eines vergehenden Wesens. So winkt ein krankes Kind verlangend mit den Ärmchen, so regt eine kleine, unbewußte Kreatur die dünnen Glieder.

Durch Johannes' Hirn und Leib und Hände ging ein Strom, ein milder, lösender, erlösender Strom. Sein Griff lockerte sich und gab frei, seine Muskeln alle spannten sich ab, durch seine Brust wehte es wie kühle Luft von Meer und Sternen. Und während der Mensch drunten lautlos nach vorn sank, richtete sich Johannes empor, er atmete tief, ein Zucken wie von Weinen oder Lächeln lief über sein mageres Gesicht, er lehnte sich aufrecht an die Gefängnismauer.

So stand er, die todbringenden Hände flach auf die eigene Brust gepreßt. Nur wenige Augenblicke stand er so, Augenblicke, die eine unbestimmbar kurze oder lange Zeit für ihn währten, und eine unfaßbar mächtige, milde Erneuerung durchströmte mit ihrer Silberflut sein erlöstes Ich. Er vermochte

nicht zu denken, später, später würde er denken können, er gab sich hin und wurde durchwallt und wurde geheilt, und ein Glück ohne Namen war sein, Erleuchtung, Befreiung und Barmherzigkeit.

Er öffnete seine Augen und beugte sich nieder zu dem, der da auf dem Antlitz lag. Sanft nahm er ihn bei den Schultern und richtete ihn auf. Die Brust des Mannes hob sich, seine Züge, bei noch geschlossenen Lidern, waren in Regung. Johannes kniete neben ihm nieder, lehnte den schweren Leib in seinen Arm und blickte den Zurückkehrenden an. Das öde Licht der Laterne beschien ihn.

Abrecht hielt diesen Körper mit Händen, die sich nicht erinnerten, er sah diesen Mann mit Augen an, die ihn nie gesehen hatten. Ein armes seltsames Mündchen stand halb offen in diesem Gesicht, ein Kindermündchen mit kleinen spitzen Zähnen, dessen untere Lippe wehmütig herabhing.

Er begann mit vorsichtigen Fingern die Schläfen des Mannes zu massieren, während sein linker Arm ihn stetig stützte. Und nach wenigen Strichen schon öffnete Jener die Augen. Sie waren trübe, sahen noch nichts und schlossen sich wieder. Er gurgelte und röchelte. Johannes fuhr fort in seiner Mühe, langsam, methodisch, genau, als wäre er allein auf der Welt mit diesem Erwachenden, als führte nirgendwo ein Weg in die Straßen der Menschen. Manchmal nur mußte er innehalten und aufatmen, um einer Glückseligkeit Herr zu werden, die ihn schwach machen wollte.

Und plötzlich merkte er, daß Jener ihn ansah, daß das Leben völlig in ihn zurückgekehrt war. Er fühlte einen Widerstand im ganzen Leib des Gekräftigten, er ließ ihn los, stand langsam auf und trat ein wenig zurück. Im Blick des Andern erkannte er die Todesangst, gerne hätte er ihn beruhigt, ihn getröstet, aber er wußte, daß dies nicht sein konnte, und ließ ihn lächelnd, verzichtend, gewähren.

Da erhob auch Jener sich, mit Wanken. Er lehnte sich drüben an die Mauer des Schuppens, immer weit offenen Blicks, die Hände hinter sich gespreizt. Und so begann er, sich davonzutasten, immer noch gewärtig, sein Überwinder werde ihm folgen, schob er sich langsam davon, in der Richtung der Pforte. Da ging auch Johannes hinweg, sinnend, versunken, noch seines neuen Zustands nicht mächtig – in der Richtung der Welt.

17

Wohl wendeten sich, während er dahinging gegen die Mitte der Stadt, seine Gedanken auf den Zurückbleibenden, mit sanftem Erbarmen und mit der Freude, daß Jener noch lebe. Keine Sorge mischte sich hinein, der Andere könnte ihm nachsetzen lassen, ihn verfolgen, verhaften. So würde der Schicksalsabend nicht enden. War's aber auch anders, er würde es hinnehmen, nichts konnte das ändern an dem himmlischen Ertrag dieser Nacht. Ohne Furcht ging er dahin und wußte doch nicht, wie ganz er geschützt war.

Denn der Andere, angelangt bei dem kleinen Tor und eingelassen in sein Logis, dachte wahrlich nicht an Verfolgung. Zitternd, frierend, legte er sich nieder. Er ließ sich von seiner Frau einen Tee aufgießen, sie brachte ihn brummend ans Bett und sah jetzt erst sein armselig verstörtes Gesicht. Sie befragte ihn, ohne Eindringlichkeit freilich, denn sein Ergehen berührte sie wenig. Er aber wagte nicht zu erzählen. Noch war es ihm, als könnte das Schreckliche wiederaufstehen und dasein, wenn man es nannte, schon fühlte er wieder die Steinf Faust an seinem Hals und grub sich unter die Kissen, hier in seinem Bett noch von Angst und Grausen geschüttelt.

Erst spät in der Nacht, als er aus dem Schlaf mit Schreien auffuhr, gab er eine Erklärung. Aber wie die Frau nun anfing, sich gegen den Missetäter zu empören, und keifend verlangte, man müsse ihn fassen und strafen, da wehrte er ab, voller Entsetzen, und seine Knechtshände spreizten sich im Flackerlicht der Kerze.

„Nein, nein!“ schrie er, „wenn sie ihn fangen, dann kommt er wieder zu mir und bringt mich um in der Zelle!“ Und er ließ die Frau schwören, daß keiner von ihr das Geschehnis erfahren werde. Um Ruhe zu haben, versprach sie es.

Am nächsten Tag blieb er krank, unfähig aufzustehen. Er schlotterte, wenn sich vorm Fenster die Blätter der Ulme bewegten, von der man hier die untersten Äste sah. Er schrie auf, wenn die Tür ging und seine Frau hereintrat oder der Anstaltsarzt. Und auch als er nach wenigen Tagen das Bett verließ und sich anschickte, wieder Kerkermeister zu sein, blieb er verwandelt. Er fürchtete sich vor seinen Gefangenen, er wagte kaum, mit einem allein zu bleiben, und fuhr zusammen, wenn eine Schlafpritsche, die er selbst losschloß, rasselnd niederfiel in ihr Scharnier.

Bald wurde es klar, daß er dem Dienst nicht mehr gewachsen war. Die Verwaltung, der er als ein pflichttreuer Beamter galt, bemühte sich und fand einen Posten für ihn in dem Armeemuseum des Landes. Dort ging er nun umher, stumm und ängstlich, zwischen den Zeichen verschollenen Ruhms und den Werkzeugen einer Roheit, deren Form sich gewandelt hat. Der Dienst war leicht, und er hatte mehr freie Stunden als ehemals, aber dies wurde ihm nicht zum Heil. Es war keine Freude für ihn, frühzeitig heimzukommen in die noch engere Dienstwohnung, die ihm nun zustand. Denn seine Frau, lieblos und hämisch schon zuvor, war voller Mißmut und Bitterkeit gegen diesen Mann, der nun auch sein Einziges, seine militärische Forschheit, verloren hatte, der übellaunig und schreckhaft bei ihr saß in dem ärmlichen Gelaß, und dessen Gegenwart sie daran hinderte, die maulfertigen Treppenstunden mit den Nachbarinnen auszukosten, die ihr Vergnügen gewesen waren.

Sie zürnte ihm auch, weil sein Gebrechen sie nötigte, auf den Pfennig zu sehen. Denn die neue, leichtere Stellung war geringer bezahlt und sein Nebenverdienst nicht der Rede wert. Was sich in dieses Heeresmuseum hineinfand, das waren nicht

Leute, die freigebig Trinkgelder verteilten: das waren halb-wüchsige Kinder aus den Schulen, entweder rudelweise mit ihren Lehrern oder ohne Aufsicht in kleinen Trupps, sehr bereit Unfug zu stiften; das waren Kleinbürger und kleine Beamte, deren Kümmerlichkeit sich an den Flecken alten Blutes und an den großen Worten der Fahnentücher erregte, oder Soldaten mit ihren Dienstmägden. Kam aber je einmal ein ansehnlicher Fremder, der mit wachen Augen an dem Gloriengerümpel vor-überschritt, und erbat der sich Bescheid, so gab dieser Wächter eine konfuse, kurze und unfreundliche Antwort, die allzu deutlich merken ließ, daß er nichts wußte. Da ließ ihn denn der Besucher mit einem Kopfnicken stehen, und der Armselige schlich weiter durch die frostigen Säle, unter den bunten Fetzen von Standarten und Fahnen hin und zwischen all dem rostigen Blutgerät: Partisane, Kartaune und Morgenstern.

18

Johannes Abrecht war weit fortgelangt gegen die innere Stadt hin und fand sich wieder auf einer Bank mitten in den gepflegten Gartenanlagen eines großen, heiteren Platzes. Es war einer der gedämpft schönen Tage, mit denen die gute Jahreszeit Abschied nimmt, und viele Menschen waren noch wach und genossen den Abend. Auf den Sandwegen um Johannes her war es still, vereinzelt Paare nur bewegten sich mit Flüstern, aber draußen an den Straßen, die um den Gartengrund liefen, saßen die Leute im Freien vor den Restaurants mit bunten Getränken vor sich und plauderten und lachten. Das klang schön aus der Ferne, zumal melancholisch munterer Geigenton von irgendwoher alle die Stimmen begleitete und verklärte. Die weit herausgestellten Leinwandmarkisen der Restaurants und die seltenen großblättrigen Pflanzen der Anlage gaben dem Platz etwas Fremdländisches, Entrücktes, und fremdländisch innig und glühend war auch die Smaragdfarbe des kurzen dichten Rasens, den von hohen Masten draußen die Bogenlampen mit ihrer unwirklichen Flamme bestrahlten.

Johannes saß und blickte vor sich hin, und Friede war in seiner Brust. Er war einen ungeheuer weiten Weg gegangen, er stand an einem Ziel zu kurzer, wonnevoller Rast, die süße Matigkeit eines lang Gequälten, nun Erlösten, füllte sein Herz, und der silberne Klang der entfernten Violinen und der Schimmer des weichen Rasens floß damit zusammen. Er sah hin über die kleine, unirdische Wiese und mußte lächeln, und einige schöne Worte kamen ihm in den Sinn, ein Vers wohl, den er aus der Kinderzeit wußte:

„Hier weidet der Friede seine weißen Lämmer.“

Er saß und ruhte. Die Nacht schritt vor, die Stimmen von draußen wurden spärlicher, einzelner, das Musikgetön war verstummt, ohne daß er es merkte, das Licht von manchen Masten verlosch, über das smaragdene Gras legten sich die braunen Schatten, ein kühler Atem durchstrich die Gebüsch. Was ist mit mir geschehen heute abend, dort in der Gasse, dachte Johannes Abrecht und richtete sich in die Höhe, was war das für ein Augenblick! Ich werde es nie mehr wissen. Es ist etwas, das sich meinen Gedanken ganz entzieht, ich habe ja auch niemals gelernt zu denken. Aber wäre ich auch gelehrt und weise, ich könnte es doch nicht mehr zusammenbringen, denn es liegt wohl außerhalb aller Worte und oberhalb der Vernunft. Was ist es gewesen? Ich haßte ihn und wollte ihn töten, da hob er seine Arme und bewegte sich so ... Und da habe ich alles verstanden. War es, weil er seine Arme so bewegt hat, daß ich an den Goldenen denken mußte? Ja, auch darum. So hat der Goldene seine braunen Glieder geregt, wenn wir zusammen gespielt haben. Und dann hat der Wärter ihn zertreten. Aber das war es nicht allein. Wie er seine Arme so bittend hob, da sah er auch aus wie ein kleines Kind in seinen Kissen. Gewiß habe ich das auch so gemacht, früher, zu Hause, als ich klein war. Wir sind ja alle gar nicht so sehr voneinander getrennt, wie wir immer glauben, wo ist denn die Grenze? Wer will sich da vermessen, zu scheiden und abzusondern und zu sagen: so ist der und so ist

das und Dies ist gut und Jen's ist schlecht? Ja, solch ein Gefühl ist es ungefähr gewesen, was dort in der Gasse mit einem Mal in mich eindrang und was mir so lind und mild durch die Adern rann wie erlösendes Silber. Aber es war noch etwas Besseres und Größeres, glaube ich, nur läßt sich's nicht sagen ...

Der Wärter war einmal ein kleines Kind, und in dem Augenblick, als er sterben sollte, da war er's wieder, und für das, was dazwischenliegt, kann er nichts. Er weiß wahrscheinlich gar nicht, daß er böse ist und grausam, und meint, er tue das Rechte. Und der kleine Goldene, der mich getröstet hat in meiner Zelle, er ist ja auch nicht bloß zum Trost und zur Schönheit da, und ich weiß ganz gut, daß er sich sonst nicht von Blumen ernährt, die ihm einer bringt, und daß er nicht geduldig in einem Wasserkrug sitzt, sondern daß er die kleineren Käfer jagt, und daß er Raupen frißt und winzige Schnecken und wehrlose, nackte Würmer. Und ich, wer bin denn ich, daß ich urteile: dies ist gut und dies ist böse und mache mich zum Richter und mache mich zum Rächer? Ein Mädels hab ich überfallen im Feld an einem heißen Tag, und heute habe ich einen Mord begangen wollen. Ich hab ihn nicht begangen, aber was hat mich abgehalten davon? Ein Wunder, die Gnade. Freilich, ich glaube zu wissen, daß ich trotz Wollust und Totschlag doch etwas anderes bin als Jener. Einen Wehrlosen quälen, das möchte ich wohl nicht, mag sein. Aber woher nehme ich das Gesetz und das Urteil, wo steht der Richterstuhl, vor den man das alles tragen kann?

Gibt's ein Gericht? Wer weiß, für welches Ohr alle die Stimmen zusammenklingen. Da ist das Gute ein heller Ton, da ist das Böse ein dunkler mächtiger Baß, wer weiß, wer weiß. Ist uns nicht selber manchmal, war mir nicht heute in der Gasse, als hörte ich auf einen Augenblick die Harmonie. Als dränge ein kurzer, herrlicher Hall durch eine rasch geöffnete Tür! Da wissen wir plötzlich, wie klein und eng und dumm alles war, was wir gedacht und geurteilt haben.

Ja, heut abend ist mir nun, als wüßte ich, wo mein Weg führt, als könnte ich ihn nie mehr verfehlen. Als kreiste die Wahrheit silbern in meinem Blut und sei nicht mehr fortzuwaschen für dieses ganze Leben. Aber ist das nun so? Kenne ich jetzt besser die Kräfte, die in mir am Werke sind, kenn' ich nun besser meinen kleinen Platz im großen Plan?

Kenn' ich den seinen? Warum wurde er so erschaffen, er, den ich töten wollte, warum hat er diesen Mund und dies Kinn und dies Auge, wer ist er denn, was soll er denn hier? Er lebt und handelt und weiß nichts von sich und schwindet dahin, was ist's dann gewesen? – Leben ist's dann gewesen, Leben! Willkommen Bös und Gut!

Ein starker Windstoß fuhr durch die Büsche und Bäume. Johannes atmete tief. Ja, das ist's. So ist's. Häßlich und Herrlich, Bös und Gut – willkommen, willkommen! Oh Leben! Noch bin ich jung. Du breitest dich vor mir aus, große leuchtende Fläche mit allen deinen Gefahren und Ungeheuern. Auf einem Meer-schiff fahre ich hinaus, mit Jugendkräften noch und neu gesegnet, und ganz bereit, dich Gewaltiges zu grüßen und dich Freund zu heißen, samt allen allen allen deinen Geschöpfen!

# **Schwäbische Erinnerungen**



## Der Chauffeur

*In der Strafvollzugsbehörde des Departements der Justiz ist Michael Raumer verantwortlich für die Durchsetzung der Strafvollzugsreformen in der Weimarer Republik.*

Auf seinem Arbeitstisch liefen die Akten zusammen aus allen Anstalten des Landes, die Monatsrapporte, Statistiken, Personallisten, Klagen. Sie wuchsen zu Türmen auf während seiner Inspektionsreisen. Denn die Hälfte manchen Monats, mitunter zwanzig Tage, war er abwesend von Berlin, die Provinzen durchreisend in seinem grauen Staatsautomobil, mit einem Chauffeur, der zugleich eine Art Sekretärsdienst bei ihm tat. Schwertlin hieß der Mann. Er war ein schlauer und drolliger Schwabe.

*Kurz vor Kriegsende hatte sich Raumer der Barschaft eines gefallenen französischen Offiziers bemächtigt, ein Kriegsverbrechen, das ihm keine Ruhe ließ und sein ganzes späteres Leben bestimmte. Nach der Machtübernahme der Nazis gerät Raumer als eine Galionsfigur des humanen Strafvollzugs sehr schnell ins Visier des Unrechtssystems. Aber er harrt wider besseren Wissens auf seinem Posten aus.*

Es war nicht allein Stolz, und etwas Besseres als Eigensinn, was Raumer auf seinem Platze hielt. Er „bezahlte“ noch immer. Er verbot sich, die hohen Beamten der Republik zu kritisieren, die ohne viel Widerstand ihre Posten verlassen hatten. Die standen nicht unterm selben Gesetz!

An einem Vormittag Ende März, einige Minuten vor dem Glockenschlag, war er im Begriff um die Ecke seines Amtsgebäudes zu biegen. Da vertrat ihm, aus einer Seitentür, Schwertlin den Weg, der Chauffeur und Sekretär, der ihn so oft auf seinen Fahrten begleitet hatte. Er trug Parteiuniform.

„Bitte, Herr Staatsrat!“ sagte er dringend und hielt vor Raumer die kleine Pforte offen. Sie traten ein. Fahrräder lehnten in dem halbdunkeln Gang zu beiden Seiten an der Wand.

„Ich wußte gar nicht, daß Sie dazugehören“, sagte Raumer.

„Schon seit acht Jahren“, antwortete dieser Brotgänger der Republik. „Wir kleinen Leute müssen das Gras wachsen hören.“

Er sprach sein breitestes Schwäbisch, aber es klang nicht sehr komisch im Augenblick.

„Herr Staatsrat, Ihr Bureau ist durchsucht worden. Alle Akten sind weggeschafft. Es wird sich empfehlen, daß Sie heute noch abreisen.“

„Danke“, sagte Raumer. „Bringen sie sich nicht selbst in Gefahr mit Ihren Ratschlägen?“

Der Mann lächelte. „Sie würden niemals meinen Namen nennen, Herr Staatsrat. Darf ich mich noch gehorsamst bedanken für alle Nachsicht und Freundlichkeit, die mir Herr Staatsrat erzeigt haben.“

## **Geld stinkt nicht**

*Im Berlin der Inflationszeit begibt sich der Ich-Erzähler mit seiner Gefährtin Ruth in eine geheime Spielhöhle in Charlottenburg. Zu seiner größten Überraschung ist der Betreiber des Spielsalons ein ehemaliger Studienfreund aus längst vergangenen Tübinger Tagen.*

Ich langweilte mich ein bißchen. Das Spiel ist gewiß ein machtvolles Laster, es ergreift seinen Diener ganz und fest, keine Müdigkeit hat mehr Gewalt über ihn, er steht jenseits der Naturgrenzen wie ein indischer Yoghi und verharret mit erstorbenen Gliedern und brennend wachen Augen sechsundreißig Stunden am Tische. In einem Klub in Warschau kamen alle

paar Stunden die Diener und schoben uns Pokerspielern, die wir unsere Hände nicht frei hatten, devot kleine Stückchen Sandwich in den Mund. Und im frommen, schwäbischen Tübingen pflegten wir Jünger des Bösen, wenn in der Sommerfrühe unser Zufluchtsort geschlossen wurde, im Freien weiterzuspielen, und zwar auf den flachen württembergischen Briefkästen.

Inzwischen begannen die Viveurs vom dritten Rang sich werbend mit Ruth zu beschäftigen, was mich im Hinblick auf die Schutzimpfung durch das Spiel wenig bekümmerte, die südamerikanische Dame verschwendete mechanisch Glutblicke an die leere Luft, die Tänzerin hüstelte ein wenig, von ihrem Partner wehte ein kosmetischer Hauch peinvoll zu mir her, der kragenlose Schweizer fingerte in nicht üblicher Weise an seinem Hals, die Standuhr schlug die volle Stunde, und ein robust und redlich aussehender Diener vom Schlag der empfangenden Magd ging umher und sammelte das Kartengeld ein: zehntausend Mark für den Platz und für die Stunde.

Von seinem Gesicht glitt mein Auge betrachtend über die Einrichtung des Zimmers hin, die mich gleich eigenartig und sympathisch hatte anmuten wollen. Ich sah die altertümliche Täfelung der Wand, das schöne zarte Muster der langfließenden Fenstervorhänge, den guten Empire-Kamin an der Längswand mir gegenüber und rechts und links davon in glatten matten Goldrahmen zwei große Landschaftsstiche, deren Anwesenheit überraschte. Das eine Blatt stellte, traurig groß und verschollen, die Tempelruinen von Luxor in Ägypten dar, das zweite, heiter mächtig, ein hochgelegenes umbushtes Schloß, dessen Umriß meinen Augen vertraut war. Gewiß, es war, in getreuer Wiedergabe, das alte schöne Schloß von Tübingen mit den Gassen und Brückenstegen, die zu ihm hinaufführen, und ich fand auch gleich die schmalen Fenster, hinter denen zu meinen Zeiten die Bibliothek untergebracht war, und durch die

ich hundertmal arbeitsunlustig hinuntergesehen hatte über die bucklige Stadt hinweg in die freie Neckarflur.

Inzwischen war am Tische ein Streit entstanden. Einer der Schweizer, und zwar der, der einen Kragen trug, hatte zu zwei Karten, die an sich schon Gewinnchancen boten, schädlicherweise eine dritte hinzugekauft und wurde nun von seinen Mitpointeuren mit Vorwürfen überschüttet. Besonders erregt zeigte sich die sylphenhafte Tänzerin: von krampfhaftem Husten unterbrochen erklärte sie, nicht bezahlen zu wollen, wenn ein solches Hornvieh, ein solcher Patzer sie in Verlust brächte; ihr schloß sich die glutäugige Amerikanerin an, vielleicht weniger aus Gewinn gier als vielmehr glücklich, ein Ventil für die Kesselhitze ihres Inneren zu finden, zwei der zweifelhaften Kavaliers mischten sich galant und drohend in den Kampf, auch Ruth an meiner Seite begann sich zu entrüsten, und der kleine Japaner lächelte still und undeutbar in den Lärm.

Die Tür ging auf, und herein trat in etwas altmodischem Gehrock, die hohe und magere Gestalt gelehrtenhaft gebeugt, ein hier fremdartig anmutender Herr, offenbar, vom Diener oder vom Geschrei herbeigerufen, der Inhaber der Wohnung. Er trat an die Längsseite des Tisches, mir gerade gegenüber, übersah aus seinen goldgeränderten Brillengläsern uns alle, ließ sich, da es still geworden, den Vorfall erklären, deutete auf das schräge Gerät mit den Karten, das seitlich eine Zahlentabelle aufwies, und sagte auf Schwäbisch mit einem Zucken der Ironie um seinen rasierten Mund:

„Was sagt denn der Schlitten?“ Er gab sich auch selbst die Antwort: „Der Schlitten sagt Volonté!“

So war denn zum Protest kein gegründeter Anlaß gegeben, leise nachmurrender Friede trat ein, der Schlitten fuhr weiter, und der Hausherr im verschollenen Gehrock verließ vornübergebeugt das Zimmer.

Ich aber saß erstarrt. Denn das war Schärtlin gewesen, der Altphilologe Walther Schärtlin, mein Tübinger Studienfreund,

der Sohn der verwitweten Finanzrätin Schärtlin in Ludwigsburg, der Stillste der Stillen, der Bravste der Braven. Er, der mich einst wie einen Irren mitleidig betrachtet hatte, als ich ihm vom morgendlichen Spiel auf den Briefkästen erzählte: er ließ hier in einer Wohnung des Berliner Westens die Leute Baccarat spielen, für zehntausend Mark Kartengeld in der Stunde, und wenn Streit ausbrach unter diesem Nachtvolk, dann trat er herein und fragte auf Schwäbisch: was sagt der Schlitten?

„Nur fünf Minuten, Ruth! Ich kenne den Hausherrn und muß ihn sprechen.“ – „Was mußst du?“ Sie schüttelte unwillig den Kopf, dann blickte sie wieder nach den Karten hin und fuhr fort zu pointieren.

Draußen öffnete mir nach einigem Hin und Her jene ernstblickende Frau die Tür zu Schärtlins Zimmer. Da saß er im Schein einer hohen grünen Lampe im Schweigen an seinem Arbeitstisch.

„Bist du's wirklich, Schärtlin,“ sagte ich, „oder ist's dein Geist?“

Er stand auf, hob die Lampe so, daß der elektrische Schein auf mein Gesicht fiel, und rief in seinem Dialekt:

„Ja, alter Kerl, wo schneit denn dich der Wind her? So was! Komm, setz dich!“

Ich nahm Platz zur Seite seines Schreibtischs, der über und über mit Büchern, graphischen Tafeln und Manuskripten bedeckt war.

„Mitten in der Nacht kommst du daher, nach zwölf Jahren oder fünfzehn? Was treibst denn du in meiner Wohnung?“

„Ja, Schärtlin, was offenbar alle hier treiben.“

Er sah mich an, mit ehrlichem Erstaunen. „Nicht möglich, den Stumpfsinn machst du mit?“

„Das wundert dich?“

„Bei Gott!“ Und er imitierte in übertriebenem Berlinisch: „Und wenn das Spiel gemacht ist – jeht nichts mehr! Nein, wahrhaftig, das hätte ich dir nicht zugetraut.“

Ich war verblüfft. „Aber mir scheint doch ...“ begann ich zögernd.

„Da scheint dir halt was Falsches. Nimm auch eine Zigarre.“

Wir zündeten an. „Leben muß der Mensch, auch in dieser trostlos wilden Zeit,“ sagte er dann, und rauchte mit Wohlbehagen, „und ich hab’ ja nicht nur für mich allein zu sorgen.“

„Du bist verheiratet?“

„Nein, verheiratet bin ich nicht. Aber es leben doch drei Personen von mir, und für einen Menschen der Wissenschaft ist das nicht wenig. Den Mann und die Frau hast du ja schon gesehen ...“

„Die hast du gewiß von daheim mitgebracht?“

„Ja. Es ist ein Ehepaar. Sie waren schon in Ludwigsburg bei meiner Mutter in Dienst. Erst haben sie sich ja ein bißchen gewundert.“

„Und die dritte Person?“

„Die dritte? Babett!“ rief er, und sofort kam aus der Ecke eine schwarze Pudelhündin hervor, groß, wundervoll gepflegt, mit braunen italienischen Augen, und setzte sich im Schein der Studierlampe aufwartend hin.

„S’ischt scho recht, Babettle,“ sagte Schärtlin in extremem Schwäbisch, als fürchte er sonst nicht verstanden zu werden. „Gang no wieder ins Bett!“

„Das Spiel ist eine gesegnete Einrichtung,“ fuhr er fort. „Man zieht seinen großen Eßtisch aus – er stammt aus Ludwigsburg und wird sich schon auch wundern – man kauft Karten und einen Schlitten und hat sein Auskommen.“

„Ja, ja.“

„Ich seh dir schon an, was du über mich denkst! Ich würde wahrscheinlich das Gleiche denken, wenn’s mir um nichts wei-

ter zu tun wäre, als um einen bequemen Unterhalt. Schließlich hat man nicht umsonst acht schwäbische Prälaten unter seinen Voreltern. Aber schau!“

Er ergriff wieder die Lampe, hob sie empor und leuchtete die Wände ab. Die bis hoch hinauf dicht gefüllten Regale seiner Bibliothek wurden sichtbar.

„Bedenke, daß mich meine lieben Gäste in den Stand setzen, so meiner Wissenschaft zu leben, wie es bei uns kaum einer mehr kann. In Italien, in Frankreich, in England erscheint kein Werk, keine Zeitschrift, die mir unerreichbar wären. In allen Sprachen kann ich allmonatlich lesen, was mir wichtig ist.“

„Was ist dir denn wichtig, Schärtlin, was arbeitest du eigentlich? Was ist das hier?“ Und ich wies auf die Bücher und Manuskripte, mit denen der Schreibtisch bedeckt war.

„Koptisch,“ sagte Schärtlin.

„Koptisch?“

Mein Blick fiel auf mehrere mit eigentümlichen Lettern bedeckte Drucktafeln. Es schien mir eine Art vergrößerter griechischer Schrift zu sein, aber untermischt mit mir ganz unbekanntem, barbarisch anmutenden Zeichen.

„Ist das nicht so etwas wie Ägyptisch, Schärtlin?“

„Ja, es ist so etwas wie Ägyptisch,“ sagte er lächelnd. „Bravo, bravo! Es ist die letzte Form des Ägyptischen.“

„Und dafür bist du Spezialist?“

„Eine brotlose Kunst, meinst du. Du weißt selber kaum, wie recht du hast. Eine brotlosere gibt es nicht.“

„Aber in der bist du Autorität?“

„Nun, es ist nicht so schwer, da Autorität zu sein, denn in ganz Deutschland gibt es überhaupt nur noch zwei Leute, die etwas davon verstehen, der eine ist der Herr Hengstenberg in Possenhofen in Bayern, der andere lebt in Köln. Wir drei arbeiten und schreiben eigentlich nur füreinander, obgleich wir uns

gar nicht kennen, wir sind in diesem Land unsere einzige Konkurrenz und unser einziges Publikum. Ja, das ist eigentümlich.“

„Sehr,“ sagte ich, und ein unbestimmter Schauer durchfloß mich.

„Du hast ja wahrscheinlich recht, hübsch ist es nicht, einen Spielsalon zu unterhalten, aber schließlich zwingt mich doch niemand, tief im Tiergarten den Gustav mit der eingedrückten Nase auszusuchen. Und dann, das wirst du einsehen, mein Lieber: Koptisch ist wichtiger, Koptisch muß sein!“

Wie er das sagte, war sein Lächeln von hinreißendem Reiz, weise, gütig und selbstironisch. In mir klang es, Gespräche aus Tübinger Jugendtagen wurden lebendig in mir, eine warme Welle flutete durch mein Herz.

„Oh Schärtlin,“ mußte ich sagen, „ich verstehe dich schon.“

„Es ist doch auch was Absonderliches! Da zieht man aus Klostertrümmern und Schutthügeln Texte heraus, die fast niemand entziffern kann. Bloß hier in Europa, weit zerstreut, sitzen ein paar Leute, die machen sich die Heiligengeschichten und apokryphen Evangelien aus dem krausen Geschreibe lebendig.“

„Und gesprochen wird dein Koptisch von gar niemand mehr?“

„Doch, und das ist eben das Allerprächtigste. Es wird gesprochen, aber es wird nicht verstanden. Die Priester in Ägypten gebrauchen es bis auf den heutigen Tag beim Gottesdienst, sie segnen darin und singen darin, und die christliche Gemeinde singt ihnen nach. Aber Priester und Gemeinde verstehen kein Wort. Nur wir paar Leute in Europa verstehen es, ein paar in England, ein paar in Italien, und in Deutschland wir drei, der Herr Hengstenberg, der Kölner und ich.“

Es klopfte. Herein trat der schwäbische Diener, ein Zahlbrett in der Hand, auf dem viele Banknoten lagen. „Herr Doktor,“ sagte er, „da wär’ das Kartengeld für die Stunde von elf

bis zwölf. Ein Herr hat nicht bezahlen können. Er hat alles verloren.“

Als ich wieder hinüberkam zu Ruth, saß sie, mit roten Wangen und den Hut ein klein wenig schief gerückt, vor einem hübschen Gewinn.

„Sieh her,“ rief sie stolz, „und da sagst du noch, man soll nicht spielen!“

Die Schweizer pointierten mit Rage und ließen einen Frankenschein nach dem andern wechseln, die minderwertigen Veuvers saßen mit verlöschendem Glanze da, auch die Südamerikanerin glühte bescheidener, und still fuhr der Glücksschlitten um den Tisch. Ich blickte die Ruinen von Luksor an, dann das Tübinger Schloß, ich wünschte nichts mehr, ich spielte nicht mehr und versank in moralische Meditation.

## **Der Traum des Dichters**

*Der designierte deutsche Außenminister Carl Ferdinand Carmer will von Marseille mit der Bahn zurück nach Berlin reisen. Da er bis zur Abfahrt seines Zuges noch einige Stunden Zeit hat, bummelt er durch die Stadt und gelangt zum Alten Hafen. Er rastet an einem stillen Platz, der ihn an den Schlosshof in Tübingen erinnert, wo er studiert hat. In einem Traumgesicht erscheint ihm Friedrich Hölderlin, der Griechenland besang und das Neckartal.*

Die Häuserreihe drüben brach ab. Ein kleiner Platz war eingeschnitten, leicht dämmerig schon. Eine breitfächerige Pinie stand dort, einige Laubbäume und inmitten ein Brunnen. Es war wie ein Dorfplatz. Eine Brise hob endlich an, die Baumkronen wiegten sich langsam, Kühle verheißend. Carmer überschritt die Uferstraße und begab sich in diese Erquickung. Er ließ sich nieder auf der Bank, neben dem Brunnen, der mit frischem Rauschen sprang. Es war hier ganz still. Er sah niemand.

Mattheit umfing ihn. Er schloß seine Augen zu einer halben Träumerei, die er kommen fühlte, und der er sich gern überließ. Schweigen war um ihn, sanfte Kühle und, auch vor seinen geschlossenen Augen, mildes Abendlicht. Er saß, ein Jüngling wieder, am hochausschauenden Fenster eines alten Raumes, dessen gelehrten Frieden er hinter sich spürte, sein Blick aber ging über einen bepflanzten Hof hinweg, in dessen Mitte ein Brunnen sprang, weit über Wipfel und Terrassen hinaus in die freie Neckarflur. Denn es war nicht sein flaches und karges Norddeutschland, das vor ihm sich dehnte, es war ein Bild aus jungen Tagen, aus Schwaben, und er wußte auch gleich, wo er saß: am Fenster der Bibliothek in der schwäbischen Studienstadt. Ja, dort lief die Allee tief unten, und da blinkte der Fluß, und die sanften Hügel wellten sich weithin, reich begrünt, doch ohne Üppigkeit, rechte Heimat eines mäßigen, frohen und innigen Stammes.

In deinen Tälern wachte das Herz mir auf  
Zum Leben, deine Wellen umspielten mich,  
Und all der holden Hügel, die dich  
Wanderer kennen, ist keiner fremd mir ...

Es waren diese Verse, die in ihm aufklangen. Doch konnte er es denn sein, der sie sprach, er, der Sohn der strengen Ebene? Oder wurden sie ihm zugesummt von denen, die er hinter sich wußte im kühlen, gotischen Büchersaal, geneigt ein jeder das junge Haupt auf den Studientisch, die Schwabenhäupter mit den sinnenden Augen und der eigenwilligen Stirn? Und nun sah er, mit einem innerlichen befreienden Lachen, daß er nicht allein war. Neben ihm saß einer am alten Fenster und blickte über das sanftprangende Land hinweg, ein Niegeschauter, lange Vertrauter, lange Vergangener, und ihm kam dieser Gesang zu wie keinem:

Und o ihr schönen  
Inseln Joniens! Wo die Meerluft

Die heißen Ufer kühlt und den Lorbeerwald  
Durchsäuselt, wenn die Sonne den Weinstock wärmt,

Ach! wo ein goldner Herbst dem armen  
Volk in Gesänge die Seufzer wandelt ...

Ja, er war es, der Dichter, der wissende Träumer, er, der Griechenland umfaßte in einem Gefühl und seine Heimataue, und der schwärmend erkannte, was not tat. Ein schlanker Jüngling saß er da, im schwarzen Scholarenrock, über dem freiheitlich der weiße Hemdkragen weit zurückgeschlagen war, das strahlende junge Haupt auf den Arm gestützt, der wieder auf dem jahrhundertalten Simse ruhte. Lichtes Haar über leuchtender Stirn, zart und klar Mund und Wange gezeichnet, das mildscheinende Auge von hoher Braue überkreist, furchtlos der Blick und doch ganz ohne die Härte des Lebens, überreich an Gefühl und unbeirrbar wahrhaftig, tiefer Erkenntnis voll und tieferer Sehnsucht, hold und wissend beredt.



## **Anmerkungen**

Seite 97: *autrement nommé Trousse-cotillon*: alias Schürzenjäger.

Seite 97: *autrefois*: ehemals.

Seite 73: *La Buena Sombra*: Der gute Schatten.

Seite 74: *Les grandes pensées*: Die großen Gedanken kommen von Herzen.

Seite 79: *Tauchnitzband*: Taschenbuch aus dem Verlag von Christian Bernhard Tauchnitz.



## **Quellennachweis**

- Hochbahnfahrt (1924): Rendezvous mit Hölderlin 7  
Der Schatten (1916): Geliebter Schatten 12  
Bigram (1921): Meine arme schöne Mama 21  
Politische Novelle (1928): Frau Grandin 24  
Politische Novelle (1928): Komm Jung! 29  
Politische Novelle (1928): Becky Floyd 33  
Sechzehntausend Francs (1940): Marion 39  
Der Marschall (1916): Tod im Harem 46  
Das Haar (1921): Das Haar 49  
Die Unbekannte (1921): Die Unbekannte 57  
La Buena Sombra (1915): La Buena Sombra 71  
The Suitcase(1943): The Suitcase 80  
Tage des Königs (1924): Die Narbe 93  
Bigram (1921): Herr der Doggen 103  
Bigram (1921): Schule der Welpen 108  
Das Böse (1911): Bestie Mensch 112  
Tage des Königs (1924): Die Racker des Königs 118  
Tage des Königs (1924): Alkmene 123  
Frau Ethel Redgrave (1914): Beauty 138  
Ein Abenteuer in Venedig (1914): Nur ein Käfer 148  
Der Goldene (1921): Der Goldene 150  
Sechzehntausend Francs (1940): Der Chauffeur 191  
Koptisch muß sein (1923): Geld stinkt nicht 192  
Politische Novelle (1928): Der Traum des Dichters 199

